Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 30 Leipzig, den 28. Juli 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Weshalb die Christen Christen sind: 9. Schluß — Jan Maclarens Theologie: 1. Vorbemerkungen; 2. Die religiöse Aufgabe der Gegenwart; 3. Jesus Christus — Noch einmal: Moderne Predigt — Autorität und Freiheit bei Luther — Bei den Erdarbeitern — Verschiedenes: Ueber die Gemeinschaftsbewegung; Rom, die Volksschule und das allgemeine Wahlrecht; Die Verhandlungen des neunten Evangelisch=sozialen Kongresses — Briefkasten der Redaktion — Anzeigen

Weshalb die Christen Christen sind

9. Schluß

Eine Reihe von ernsten Menschen, die Christen sein wollen, haben uns stille gehalten auf unsre Frage. Die Antworten, die sie uns geben, unterscheiden sich hauptsächlich darnach, ob das Gut, das sie von Gott begehrten, in dieser Welt lag, oder ob es schlechtweg nur nach Ueberwindung dieser Welt zu gewinnen war. In der Geschichte des christlichen Glaubens haben je und je die Auffassungen vom höchsten Gute geschwankt. Irre ich mich nicht, so liegt eine Periode hinter uns, in der es die allgemeine Lage unsers geistigen Lebens mit sich brachte, daß die Menschen den Wert der Religion nach ihrer förderlichen Wirkung auf die Verhältnisse und Angelegenheiten dieser Welt bemaßen, wo sie unbefangen der Meinung Ausdruck gaben, Gott habe ein Interesse an wissenschaftlichen Erkenntnissen, am nationalen Aufschwung, am Ausbau der Kirchenverfassung, an der sozialen Reform. Diese Periode ist im Schwinden. Der Zweifel greift um sich, ob das denn Dinge sind, an denen Gott so viel liegen kann, und um die er gebeten sein will und darf, ob nicht vielmehr die Stärke des Glaubens darin sich bewähren soll, uns alles solches zu vergleichgiltigen, das persönliche Leben, das innerste Herz davon loszulösen und statt Weltfreudigkeit die Kraft der Weltüberwindung zu erbitten und zu pflegen. Männer wie Kierkegaard, die, als sie auftraten, wie sonderbare Schwärmer belächelt wurden, finden heute viel lauschende Ohren, wenn sie uns vor die Frage stellen, ob nicht selbst die edelsten Güter dieser Welt, Kirche und Ehe, nur dazu da sind, daß die christliche Persönlichkeit aus ihnen hinauswachse und sich davon löse. Zwar sind wir als Erben der Reformation wohl für immer davor geschützt, daß wir glauben könnten, wir müßten die Welt fliehen, um Gott zu suchen. Aber ernster denn lange Zeit wird wieder betont, daß das Verhältnis der Christen zu den Gütern der Welt ein Verhältnis der Pflicht und des Dienens und nicht des Genießens sein soll.

Sicherlich liegt dem natürlichen Menschen die Auffassung der Religion als einer Lebensglücksversicherung am nächsten. Für die Meisten ist die vierte Bitte des Vaterunsers die, worein sie ihr Herz legen, ist das Gebet um Gesundheit und Existenz, Familienglück und guten Namen das, was alles andre Bitten verzehrt. Und wir sollen als Kinder des himmlischen Vaters auch darum bitten. Aber wir sollen auch, wenn wir solche Güter suchen, den Vorbehalt des Beters von Gethsemane hinzufügen: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Denn wir haben keine Verheißung, daß uns Gott solches geben wolle. Im Gegenteil, Jesus hat an sich selbst gezeigt und hat es seine Jünger nachdrücklich gelehrt, daß Gott seinen Lieblingen statt dessen Verfolgung und Ungemach, Haß der Welt und innere Kämpfe schickt. Die Barmherzigkeit unsers Gottes besteht darin, daß er uns Vergebung der Sünde, Zufluß sittlicher Kraft, Gewißheit der Geborgenheit bei Ihm giebt. Das ist das höchste und letztlich das einzige Gut: das ewige Leben. Und während wir bei jenen Bitten nie den Vers vergessen dürfen:

> Willst du grade Gleise,
> Und Gott führt dich krumm,
> Denke: Gott ist weise,
> Und ich bin dumm —

haben wir die allersichersten Verheißungen Gottes, daß Niemand Ihn vergebens um dies höchste Gut sucht. Das hat er uns verbürgt und versiegelt durch Jesus, unsern Herrn, an dessen Leben uns die Wirklichkeit dieses Gutes aufgegangen ist. Niemand wird vergebens schöpfen aus

> der reinen, reichen Quelle,
> Die nur dorther sich ergießt,
> Ueberflüssig, ewig helle,
> Rings durch alle Welten fließt: —

Die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn (Röm. 6, 23). Foerster

---

Jan Maclarens Theologie

Uebersicht: 1. Vorbemerkungen; 2. Die religiöse Aufgabe der Gegenwart; 3. Jesus Christus; 4. Die Sünde; 5. Kreuz und Auferstehung; 6. Gott=Vater; 7. Glaubensbekenntnisse; 8. Schluß*)

1. Vorbemerkungen

Der selige Senior Steitz in Frankfurt am Main hat einmal die Aeußerung gethan, es würde sehr dankenswert sein, wenn die Bücher seines Schwagers Albrecht Ritschl von Beyschlag ins Deutsche übersetzt würden. Dieser Wunsch ist schon gar manches mal, nur weniger scherzhaft und mit einem beträchtlichen Aufwand von Seufzern laut geworden. Aber durchaus nicht bloß bei diesem einen Theologen. Das Desiderium des ehrwürdigen Seniors verträgt vielmehr eine ziemlich starke Verallgemeinerung. Wenn die fleißige Arbeit der deutschen Theologie über die Schranken der Fachgemeinschaft hinaus in weitern Kreisen, unter den Gebildeten überhaupt, wirken soll, so muß sie in unzähligen Fällen erst in eine gefälligere Form gesteckt, übersetzt werden. Es ist interessant, zu beobachten, wie die Gedanken deutscher Theologen und Denker oft erst nach Frankreich oder England wandern müssen, um dort ein Gewand zu erhalten, das durch sein schönes Maß und seine geschmackvolle Form auch die Gebildeten einzuladen vermag.

Man thut dem Buche Watsons, des durch seine vortrefflichen schottischen Charakterbilder so schnell bekannt gewordnen „Jan Maclaren,“ gewiß nicht Unrecht, wenn man es auch unter

---

*) The Mind of the Master. By John Watson, D. D. (Jan Maclaren.) London, Hodder and Stoughton, 1896. 6 s. Vgl. 1895, Nr. 50, 1896, Nr. 16, 1897, Nr. 1. — Unsre Ueberschrift nimmt auf die Thatsache Bezug, daß gewisse Leute aus des Verfassers schottischen Dorfgeschichten die „Theologie Jan Maclarens“ herausgewittert, beargwöhnt und verdächtigt hatten. Vgl. 1896, Nr. 16.

diesem Gesichtspunkt betrachtet. Auch hier begegnen uns die Früchte deutscher Geistesarbeit in außerordentlich geschmackvoller und schmackhafter Verarbeitung. Nicht als ob Watson darin irgend eines besondern, einzelnen deutschen Denkers oder Theologen Gedanken reproduzirte. Aber es ist unverkennbar die durch die neuere deutsche Theologie erzeugte geistige Atmosphäre, in der und aus der heraus er redet. Wir erwähnen das keineswegs, um deutsches geistiges Eigentum eifersüchtig zu reklamiren. Das wäre thöricht; zum Glück geht uns auf diesem Gebiet das Made in Germany, Made in England gar nichts an. Aber Watson selbst wäre, so weit wir ihn aus seiner sonstigen Schriftstellerei kennen, der Letzte, der irgendwie eine besondre Originalität theologischen Denkens für sich in Anspruch nehmen würde. Das ist eben nicht Jedem gegeben. Aber das Andre auch nicht: nämlich den Ertrag mühevoller theologischer Arbeit so zu verarbeiten, daß — kein theologisches Buch daraus wird! Watson versteht diese Kunst. Das ist in der That eine Kunst, und wir Deutschen wissen sie zu schätzen.

Ein Gelehrter in dem strengern Sinne, den wir in Deutschland mit dem Worte zu verbinden pflegen, ist unser Verfasser wohl nicht. Aber er besitzt eine feine, umfassende und gründliche Bildung, und zwar nicht bloß auf theologischem Gebiet, wie auch seine Belesenheit sich durchaus nicht auf die theologische Litteratur beschränkt, wiewohl er natürlich in dieser am meisten zu Hause ist. Vor allem aber merkt man bald, daß er die Schwierigkeiten kennt, die heutzutage dem Menschen den Weg zum christlichen Glauben verlegen können. Er weiß, daß die Geistesarbeit der letzten Menschenalter Fragen heraufbeschworen hat, die ins Auge gefaßt werden müssen. Er kennt die moderne Kritik an den überlieferten Glaubensvorstellungen und weiß, daß kein Tag vergeht, an dem nicht das Christentum nach seiner Legitimation und Daseinsberechtigung gefragt wird, und — daß viel Verwirrung und Unklarheit in den Köpfen herrscht. Aber er stellt sich nicht vor uns hin, um die Hände zu ringen und mit weinerlichem Pathos auf die Greuel der Verwüstung hinzuweisen, sondern jedes Wort verrät, daß er als feste christliche Persönlichkeit mit kühlem Kopf und warmem Herzen in die Welt schaut und festen Grund unter seinen Füßen fühlt. Vor allem berührt es wohlthuend, daß er Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden weiß und eine feste, ruhige Ueberzeugung von dem hat, worauf es ankommt.

Doch er mag sich selbst empfehlen. Es wird das Beste sein, wenn wir ihn im Folgenden selbst ausführlich zu Worte kommen lassen und ihn aus der Fülle des Stoffes heraus ohne bestimmte Reihenfolge auf gewisse Hauptpunkte zu reden bringen.

2. Die religiöse Aufgabe der Gegenwart

Die Menschheit braucht keine Moral; sie braucht Motive: sie ist der Spekulation überdrüssig, sie sehnt sich nach Handeln. (180)

Dies kurze Wort zeigt deutlich genug, wie Watson die augenblickliche Lage auffaßt, und charakterisirt dabei seine ganze Theologie. Auch er hat das Gefühl, daß wir in Gefahr gewesen sind, in Worten und Begriffen zu ersticken. Die neue Zeit aber dringt überall, das müssen ihr auch die zugeben, die sich scheu, fröstelnd, grollend ihr entziehen möchten, auf die That. Nur das Wirksame, Thätige läßt sie gelten. Mancherlei Kräfte haben dabei zusammengewirkt, aber eine der wirksamsten ist die demokratische Tendenz unsrer Zeit. Man mag diese oft mit argwöhnischen und bedenklichen Augen ansehen — dies energische Dringen auf Bethätigung im Gegensatz zur theoretischen Beschaulichkeit ist zweifellos ein sehr gesunder Zug. Nun hat aber dieser Spiritus democraticus die Eigenart — andre sagen: Unart —, alles, was Privilegium heißt, mit besonders kritischen Augen anzusehen. Darin ist er konsequent und kennt schlechterdings keine Rücksichten. Das bekommt jetzt auch die Religion zu erfahren. Sie hat bisher in besonderm Maße zu den Privilegirten gehört. Von Alters her genoß sie unbezweifeltes Ansehen, ganz gleich, ob sie die wirksame, treibende Kraft im Volksleben war oder daheim in der „guten Stube" auf dem Großvaterstuhl saß und sich pietätvoll verehren ließ. Davon will Spiritus democraticus, der ungeleckte Gesell, nichts mehr wissen. Vor ihm gilt nur, wer wirkt und schafft, und darum

ist er nur dann gewillt, die Religion gelten zu lassen, sofern sie bereit ist, in unsrer Zeit und an ihren Aufgaben mitzuarbeiten. Wem die Religion Herzenssache ist, wird sich über diese Forderung nur freuen. Unsre Zeit steht, nachdem wir den Winter des Materialismus überstanden haben, der Religion durchaus nicht um jeden Preis feindlich gegenüber. Gegen ein Christentum der That hat niemand etwas einzuwenden, oder doch nur solche, die für die Behaglichkeit ihres Daseins besorgt sind. Jedenfalls erleben wir es immer wieder, daß energische, kraftvolle christliche Persönlichkeiten sich heute wie einst die Achtung der Menschen erzwingen.

Es ist gerade in diesem Zusammenhang durchaus nicht zufällig, daß man in der letzten Zeit immer mehr darauf aufmerksam geworden ist, daß der geschichtliche Jesus bei aller Sanftmut und Demut eine Persönlichkeit von außerordentlicher Kraft gewesen ist. Persönlichkeiten aber sind es ja, die immer wieder im geschichtlichen Leben der Menschen kräftige Motive wirken und zur Aktion drängen, und es läßt sich nachweisen, daß überall da, wo man Jesus Christus den Menschen menschlich nahe gebracht und seine Gestalt aus theologischem Kalk und Staub hervorgezogen hat, die christliche Religion eine besondre Kraft, Lebendigkeit und Energie bewiesen hat.

Von dieser Erkenntnis ist Watson ganz durchdrungen. Er hat ein ganzes Kapitel der Ausführung und Begründung des Satzes gewidmet, daß Hingebung an eine Person die Kraft der Religion ist.

Es ist eine Person, die meinen Glauben anzieht, nicht ein Dogma; eine Person, die meinen Gehorsam fordert, nicht ein Gesetzeskodex... Nicht in der Lehre, auch nicht in der Ethik des Christentums liegt dessen unwiderstehliche Anziehungskraft. Seine Lehren sind oft schon ein Stein des Anstoßes gewesen, und seine Ethik überragt andre nur graduell. Das Lebensblut des Christentums ist Christus .... So weit menschliche Erfahrung reicht, ist keine Regung des Herzens so überwältigend, keine so fruchtbar gewesen, wie die Leidenschaft für Jesus. (188 f.)

Und an einer andern Stelle heißt es:

Wir sollten uns die eigentliche Kraft des Christentums klarmachen und die alte Leidenschaft für Jesus wieder aufleben lassen. Sie ist der Adel unsrer Religion, sie ist die Bürgschaft ihres Triumphes. Der Glaube mag matt werden, Bekenntnisse mögen sich verändern, Kirchen mögen sich auflösen, die Gesellschaft in Stücke gehen — aber man kann sich nicht vorstellen, daß eine Zeit kommen sollte, da Jesus nicht das schöne Bild der Vollkommenheit, da für ihn keine Liebe da wäre. (197 f.)

Was sollen wir also thun? Ehe wir uns von unserm Verfasser eine Antwort geben lassen, besinnen wir uns darauf, was die hinter uns liegenden innerkirchlichen Kämpfe der letzten Jahre so erschwerte, was noch heute das gegenseitige Verständnis so oft unterbindet. Es war und ist im letzten Grunde nichts andres als die Unklarheit über das Wesen des evangelischen Glaubens. Ist die erst einmal beseitigt, dann — nun, wir wollen nicht superlativisch werden, aber dann werden so traurige Erscheinungen, wie sie der sogenannte Apostolikumsstreit gezeitigt hat, nicht mehr gut möglich sein. — Doch wir wollten ja Watson hören. Es ist, als ob er zu uns Deutschen redete; aber drüben giebt es ja auch des theologischen Uebels genug —:

Wir werden klug thun, in dieser Zeit der Verwirrung den Glauben aus all dem Gewirr, in das er verstrickt ist, zu befreien und die edelste, gewisseste, stärkste Fähigkeit unsrer Natur auf Jesus Christus zu richten, dessen Person der Beweis für die unsichtbare Welt, dessen einzige Forderung an alle Menschen Vertrauen ist. (153)

Es ist eine verdrießliche Arbeit, das katholische Unkraut aus dem Glaubensbegriff unzähliger Evangelischen sorgsam auszurupfen — ob sie überhaupt je ganz gelingen wird? Aber gethan muß sie werden; und manchmal will es doch so scheinen, als wagten gewisse Kreise das Fürwahrhalten nicht mehr so unverfroren, wie vordem, zu betonen. Aber nur nichts merken lassen! Ganz im stillen korrigiren! — Schon gut. Wenn wir nur überhaupt vorwärts kommen.

3. Jesus Christus

Wir sehen schon aus dem Bisherigen, daß für Watson Jesus Christus der Alles beherrschende Mittelpunkt ist. Das ganze Buch ist ein lebendiges und interessantes Beispiel dafür, wie

Jesus Christus das Denken eines hoch gebildeten, in der Öffentlichkeit stehenden Mannes völlig beschäftigen, durchtränken und bestimmen kann. Sollen wir nun im Referentenstil eines Litteraturblattes über seine christologischen Anschauungen berichten? Das wäre schade. Wenn uns einer mit einem Schiebkarren voll aufpolirter theologischer Gedankenreihen über Jesus Christus vorgefahren kommt, so nimmt man gern dazu seine Zuflucht. Wenn aber einer frisch und lebendig von ihm zu reden weiß, so hört man ihn immer gern selber reden. Zunächst ein Wort über den allgemeinen Eindruck, den Jesus machte.

Jeder andre Mensch, der am Anfange des ersten Jahrhunderts geboren wurde, ließ sich in die Klasse einreihen, dahin er gehörte, aber Jesus spottete der Klassifizirung. Wenn er in den Synagogen Galiläas aus- und einging, war er für die Leute eine unaufhörliche Verlegenheit. Er war unberechenbar. Man wußte schlechterdings nicht, wie man ihn sich erklären sollte. Wo ist er her? flüsterten die Leute mit einem unbestimmten Gefühl für das Problem, denn er bezeichnete die Einführung einer neuen Lebensform. Man konnte ihn keinem Typus zuweisen. Er war der Anfang einer Zeit. (53)

Es ist kein Zweifel, daß der Herr mit beiden Füßen in der Wirklichkeit dieser Welt mitten drin gestanden hat. Es wäre interessant, einmal die Stellen zusammenzusuchen, in denen er direkt an den gesunden Menschenverstand appellirt; es sind gar nicht wenige. Aber obwohl ein Mensch, wie alle seine Brüder, machte er doch den Eindruck eines Fremdlings in dieser Welt. Allein gerade darin liegt ein Stück Evangelium. Denn daß er so gar nicht in diese Welt zu passen scheint, ist uns ein Hinweis auf eine Welt, in der er zu Hause ist:

Eines Abends findest du im Schilf deines Sees einen unbekannten Vogel, dessen breite Brust und mächtige Schwingen nicht für diese Binnenlandschaft bestimmt sind. Er rastet halben Weges zwischen zwei Weltmeeren, und morgen wird er auf und davon sein. Ist nicht dieser Vogel ein Zeugnis für den Ozean, den er verlassen, ist er nicht ein Zeugnis für den Ozean, dahin er geflogen ist? „Jesus wußte . . . . daß er war von Gott gekommen und ging zu Gott" — er ist die Offenbarung und Bestätigung ewigen Lebens. (83)

Ein altes Sprichwort sagt, daß mit dem Staunen die Weisheit anfängt. Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Leute einmal wieder anfangen wollten, sich über Jesus den Herrn zu wundern. Man wundert sich wirklich zu wenig über ihn. Unser Verfasser kommt mehr als einmal auf das Staunen zu sprechen, das Jesus einflößt.

Es ist unmöglich, ein Gemälde richtig zu würdigen, wenn man das Gesicht dicht an die Leinwand bringt; aber selbst das blinde Geschlecht jener Tage wurde durch Jesus stutzig gemacht. Es lag ein Grundton in seinen Worten, den sie nicht überhören konnten, das Echo göttlicher Autorität; es war etwas Eigenartiges in seinem Wesen, die Art einer größeren Welt. Keiner konnte ihn einer Sünde zeihen, keiner ihn in Verlegenheit setzen. Er war stets über aller Kritik. Er zwang stets aufrichtige Menschen zur Bewunderung. „Du bist Christus," sagte ein jüdischer Bauer mit instinktiver Ueberzeugung, „der Sohn des lebendigen Gottes." Die Jahrhunderte haben diese spontane Anerkennung des Lebens des Herrn nur bestätigt. . . .

Er ist voll Ueberraschungen, aber es sind lauter Ueberraschungen, wie sie die Vollkommenheit bereitet. Man ist nie den einen Tag über seine Größe, den andern über seine Unbedeutendheit erstaunt. Immer ist man erstaunt, daß er unvergleichlich besser ist, als man hätte erwarten können. Er ist sanftmütig ohne schwach zu sein, energisch ohne rauh zu sein, demütig ohne servil zu sein. Er hat feste Ueberzeugung ohne Unduldsamkeit, Enthusiasmus ohne Fanatismus, Heiligkeit ohne Pharisäismus, Leidenschaft ohne Vorurteil. Dieser Mann allein that nie einen falschen Schritt, schlug nie einen Mißton an. Sein Leben allein bewegte sich auf jenen Höhen, wo . . . das absolute Gesetz sittlicher Schönheit waltet . . . (81)

Es ist nicht zu leugnen, daß Watsons Redeweise zuweilen nahe daran ist, in den Ton begeisterter Predigt überzugehen. Aber wer wollte ihn, zumal er nie trivial oder sentimental wird, darum tadeln? Jedenfalls wird ihm der Leser auch an solchen Stellen lieber folgen, als wenn er die Neigung hätte, sich in die frostige Atmosphäre metaphysischer Betrachtungen zu verlieren. Diese Neigung verrät unser Verfasser zum Glück nirgends. Offenbar sind die Kontroversen über Wert und Bedeutung des Metaphysischen in der Religion an ihm nicht eindruckslos vorübergegangen. Wie vielen Andern, so ist auch ihm dadurch der Blick für das spezifisch Religiöse geschärft worden. Oder sollte er hier nur seinem gesunden religiösen Gefühl folgen? Jedenfalls hängt sein ganzes Interesse mit geflissentlicher Zurückschiebung aller sonstigen Gesichtspunkte an der religiösen Persönlichkeit des Herrn. Daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, ist ihm zweifellos. Aber — hier zeigt sich deutlich der Einfluß der neuern Theologie — er sagt ausdrücklich, was er damit meint:

Wenn Jesus vom Vater spricht, so ist es beinahe sinnlos, ausdrücklich zu erklären, daß er dabei nicht an eine physische Beziehung denkt — wie „Sproß" (offspring) bei den heidnischen Dichtern — und daß „Vater" nicht gleichbedeutend ist mit „Schöpfer." Für Jesus beruht seine Sohnschaft auf Gemeinschaft des Charakters. Gott ist die Liebe, denn er gab seinen einigen Sohn, und Jesus war Liebe, denn er gab sich selbst. Seine Sohnschaft wurde ihm Wirklichkeit in der Gemeinschaft des Wirkens. „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch." Das Band zwischen Vater und Sohn in der Geisteswelt ist ethischer Art. (262)

Jesus hat uns Gott als unsern Vater offenbart und hat uns dies Evangelium der Gotteskindschaft vorgelebt — das ist das eigentlich Entscheidende. Eine rein religiöse Thatsache. Das muß man festhalten, um nicht verkehrte Fragen und Anforderungen an ihn zu richten. Man muß aber notwendigerweise zu falschen Fragen kommen, wenn man sich nicht darüber klar ist, was Jesu Beruf auf Erden war.

Dem einfachen Christen kommt es selten oder nie zum Bewußtsein, daß das Weltbild, das wir heutzutage haben, kaum noch den Namen gemeinsam hat mit dem Weltbild des Herrn und seiner Zeitgenossen. Der Name Kopernikus sagt genug. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wird es den Menschen schwieriger, sich in die damalige Anschauung überhaupt nur annähernd hineinzudenken. Unaufhaltsam verschiebt sich das äußere Weltbild, und nicht nur dies: die physikalischen, psychologischen und historischen Grundbegriffe von damals und heute — welch eine Kluft liegt zwischen ihnen! Wie winzig war der Kreis, den das damalige Welterkennen durchmaß! War Christus an die Grenzen dieses Weltbildes gebunden? Es giebt Leute, die kommen durch diese Frage in namenlose Angst und Verwirrung. Eine ganze Reihe gewohnter Vorstellungen gerät ins Wanken, und eine unbestimmte Ahnung sagt ihnen, daß diese im Sturz noch andre mit sich reißen werden. Sie sind unglücklich, daß sie einer solchen Frage überhaupt ihr Ohr geliehen haben, und spähen voll Angst nach handfesten Postulaten, an die sie ihre Sorgen hängen können. Manche sind aufrichtig bekümmert, ihr demütiger Sinn ist gepeinigt in dem Gedanken, daß sie eine vorgeschrittenere Erkenntnis der äußern Welt haben sollten als der Heiland und Gottessohn. Aber nur Wenigen kommt der Gedanke: welchen Anspruch erhebt der Herr selber? Gehörte es zu seiner göttlichen Sendung, daß er die spätern Errungenschaften der Menschheit in Physik, Astronomie, Physiologie, Psychologie und Geschichtsforschung antizipirte? Es ist nicht ratsam, solchen Fragen aus dem Wege zu gehen, denn sie lassen sich nicht abweisen und müssen mit der Zeit immer dringlicher werden. — Watson sieht dem Sachverhalte klar ins Gesicht:

Jesus behauptet nicht, die Länge und Breite menschlichen Wissens umfaßt zu haben. Viele Gebiete hat er unberührt gelassen, und wer etwa zu unserm Meister geht, um sich Belehrung zu holen in Naturwissenschaft oder Philosophie, kann nur Enttäuschungen erleben. Seine Sphäre war die Religion — der Charakter Gottes, die Prinzipien des religiösen Lebens, Vergebung der Sünden, die Zucht der Seele, das künftige Leben. Das sind Jesu Themata, und über sie hat er das letzte Wort gesagt. Er vertrieb die Nebel, die an den höchsten Gipfeln der Wahrheit hingen, und hat den Weg zur Seele eben gemacht. Niemand kann leugnen, daß Jesus der Menschheit das gegeben hat, was mit Recht die Wahrheit genannt wird.

Jesus will aber nicht sagen, daß er seine Jünger völlig abschließend in der Wahrheit unterwiesen habe, denn das wäre eine Unmöglichkeit gewesen. In drei Jahren konnte er die Offenbarung von Gott und Mensch, die er brachte, nicht bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgen. . . . Seine Aufgabe war, für uns die unfehlbaren Grundsätze für die richtige Auffassung der Religion festzulegen. Sie sind alle in den Evangelien zu finden; dort sind sie für Jedermann zu erreichen. . . . Jesus hat uns die Goldmine zu eigen gegeben und es den kommenden Zeiten überlassen, den Inhalt zu münzen und das Gold in Courant umzusetzen. In einer und derselben Rede versichert er seinen Jüngern, er habe ihnen alles gesagt, was er wisse, und zugleich, daß es noch gar mancherlei gebe, was sie jetzt noch nicht tragen könnten, und was er ihnen dereinst sagen wolle. Wenn er erklärte, er habe nichts verschwiegen und habe doch viel mehr noch zu geben, so widersprach er sich damit nicht, sondern er unterschied nur zwischen der Substanz der Wahrheit und ihrer weiteren Entfaltung. . . . (27 ff.)

Warme, herzliche Begeisterung und eine durchaus nüchterne, mit dem Gegebnen rechnende Betrachtungsweise gehen in Watsons Ausführungen oft unmittelbar nebeneinander her. Er ist mit Recht der Ueberzeugung, daß man dem Herrn einen zweifelhaften Dienst leistet, wenn man ihn mit Vorzügen zu schmücken trachtet, die vor einer objektiven Betrachtung nicht standhalten. Angedichtete Vollkommenheiten sind wurmstichig. Von hier aus muß man es verstehen, wenn unser Verfasser sich mit einer gewissen Lebhaftigkeit gegen den Versuch wendet, für Jesus Originalität in Anspruch zu nehmen. Daß er diesen Punkt überhaupt, und zwar ziemlich ausführlich, erörtert, ist ein Beweis für die Aufmerksamkeit, mit der er die Fragen beobachtet hat, die unser unruhig suchendes Zeitalter beschäftigen.

Es kommt gar nicht selten vor, daß es solchen, die dem Christentum feindlich gegenüberstehen, gelingt, die schwachen Gemüter einfacher Christenleute in die größte Verwirrung und Unruhe zu versetzen durch den Nachweis, daß dies oder jenes Wort Jesu schon vor seiner Zeit oder gleichzeitig aus heidnischem Munde laut geworden sei. In Volksversammlungen machen derartige Ausführungen meist einen tiefern Eindruck, als man oft denkt. Darum bemächtigen sich denn auch christentumfeindliche Agitatoren mit besondrer Vorliebe aller wissenschaftlichen Aeußerungen über diesen Punkt, um sie, aus dem Zusammenhang gerissen, mit Essig und Pfeffer ihren Zuhörern vorzutragen. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der außerordentlich interessante Vortrag von Max Müller in Oxford über die zum Teil recht auffallenden Beziehungen zwischen Buddhismus und Christentum*) in derselben Weise ausgebeutet würde. Die Thatsache aber, daß derartiger Stoff zusammengetragen wird, legt es nahe genug, daß wir als Christen dazu Stellung nehmen. Wir müssen die Frage aufwerfen, ob unser Glaube eine wesentliche Einbuße erfährt oder irgendwie in Gefahr ist, wenn der Nachweis erbracht wird, daß so und so viele Worte und Gedanken Jesu nicht „originell“ sind. Alle Unentschlossenheit und Halbheit, alle apologetischen Sprünge und ängstliches Gezeter können hier großen Schaden anrichten. Und solche Fragen müssen — möge die Bemerkung in diesem Zusammenhange gestattet sein — auch im Religionsunterricht auf den obern Stufen, unbedingt aber in den höhern Schulen besprochen werden. Thun wir es nicht, so trifft uns die Verantwortung, wenn die jungen Leute später beim ersten derartigen Angriff über den Haufen gerannt werden. Watson spricht sich über die Frage der Originalität Jesu folgendermaßen aus:

Christen, die Sinn für Schicklichkeit haben, sind nicht eifersüchtig darauf aus, für ihren Meister den Anspruch auf Originalität zu erheben, und sie vergessen sich, wenn sie die Stellung, die Jesus einnimmt, auf die geistreiche Art (brilliancy) seines Denkens gründen. Instinktiv schrecken sie davor zurück, Jesus in Wettbewerb mit andern Lehrern zu bringen; sie haben ihn so in ihr Herz geschlossen, daß es ihnen wie Profanirung erscheint, ihn herauszustreichen. Wenn ein Biograph Jesu, der sich vielleicht mehr durch fleißige Detailarbeit als durch Wahrheitserkenntnis auszeichnet, allen Ernstes Jesus der Beachtung der Welt auf Grund von Zeugnissen von Rousseau und Napoleon empfiehlt, oder wenn irgend ein wohlgemuter Gelehrter einen dürftigen Paragraphen mit einer Kette von Namen aufputzt, wo Jesus zwischen Zoroaster und Goethe eingeklemmt ist, so ist das christliche Bewußtsein entsetzt. Diese Behandlung ist nicht bloß geschmacklos, sie ist nach allen Seiten des Denkens unmöglich; es ist, als ob einer die Sonne mit dem elektrischen Licht vergleichen wollte. ... Jeden andern Lehrer betrachten wir kritisch; von Jesus haben wir einen unmittelbaren Eindruck. Er ist nicht Gegenstand des Studiums, er ist eine Offenbarung für die Seele — das oder nichts. Man denkt nicht im Traume daran, für Jesus eine Alles überragende intellektuelle Begabung in Anspruch zu nehmen; man ist bereit, in diesem Punkte die weitgehendsten Konzessionen zu machen. Warum sollten wir ihn mit Sokrates in Vergleich bringen? Er gehört nicht in diese Kategorie, er regt keine subtilen Probleme an, macht auch keine Fechterkunststücke mit Worten. Man kann in der That darüber streiten, ob Jesus irgend etwas absolut Neues gesagt hat, außer daß er den einzelnen Menschen gelehrt hat, Gott „Vater“ zu nennen. Sehr möglich, daß man, mit Ausnahme von ein paar obiter dicta, die Bergpredigt aus dem Alten Testament zusammenstoppeln könnte; gewiß hat Plato eine bemerkenswerte Vorahnung des Kreuzes. ... Zugegeben, rufen wir sofort, daß dieser oder jener Ausspruch sich auch anderswo nachweisen läßt; denn auch sonst feste Gemüter fangen ja jetzt an, bei der bloßen Erwähnung Sakyamunis**) schwach zu werden. Wir räumen das Feld, ehe noch die schwere Artillerie angerasselt kommt, ohne irgend ein Gefühl von Verlust. Originalität ist nicht eine Vermehrung des Wissens, sie ist nur ein neues Arrangement der Farben. ... Die einsame Größe Jesu beruht nicht auf dem, was er sagte, sondern auf dem, was er that.***) (49 ff.)

*) Vgl. Chronik der Christlichen Welt 1896, Nr. 32.

Wir möchten noch hinzusetzen: und war.

Jesus muß selbst hiervon eine klare Ueberzeugung gehabt haben. Wir wissen, daß er lesen und schreiben konnte. Hätte er sein Wort und seine Lehre für das Entscheidende gehalten, so hätte er sie ohne Zweifel für alle Zeiten festgelegt. Er hat dies verschmäht. Nur von Person zu Person wollte er wirken — ein Feuer anzünden. Die Zukunft hat er getrost dem Wirken und Leiten des Gottesgeistes anheimgestellt. Damit hat er die Entwicklung der christlichen Wahrheit, die organische Ausbreitung und Entfaltung des Christentums freigegeben, die völlige Durchdringung aller menschlichen Verhältnisse mit dem Geiste des Evangeliums uns prinzipiell ermöglicht. Wir verschmähen es, ihm irgend welche weltliche Größe zu vindiziren, ihn in die Zahl der „Großen“ auf dem Gebiete des Geistes einzureihen — aber das schließt nicht aus, daß wir gelegentlich doch auch vor seiner rein menschlichen Größe staunen müssen, wie hier vor der Weisheit, die sich in dem zeigt, was er nicht that.

Man stelle sich einmal vor, Jesus hätte die Wirkungen des Christentums vorweggenommen und die Welt aufgefordert, die Sklavenemanzipation, die Gleichstellung der Frau, bürgerliche Rechte und Religionsfreiheit zu acceptiren — das Christentum wäre schon bei seiner Geburt erdrückt worden. ... Das würde in jener Zeit Anarchie bedeutet haben. In der allmählichen, aber sichern Erziehung der Jahrhunderte sind diese Veränderungen gleichbedeutend mit Gerechtigkeit geworden. Das Christentum mag heute Veränderungen in seinem Schoße tragen, auf die wir nicht gefaßt sind. Sie werden im Laufe der Zeit zur Geburt kommen und dann die Menschen darauf vorbereitet finden. Was unsern Vätern als Revolution erschienen wäre, wird unsern Kindern wie eine Erneuerung vorkommen. Vor hundert Jahren würde sich ein Sklavenbesitzer aus Gottes Wort verteidigt haben, heute würde er Hals über Kopf aus der Kirche geworfen werden. Gestern saugte ein Herr seine Untergebnen aus, ohne es überhaupt als Unrecht zu empfinden, heute schämt er sich. Heute ist ein Millionär ein geachteter Mann; es giebt Anzeichen, die lassen vermuten, daß in künftigen Zeiten ein Mensch, der ein Riesenvermögen hinterläßt, für einen halben Verbrecher angesehen werden wird. So breitet sich der Geist Jesu aus und wirkt wie ein Sauerteig. (330 f.)

Wir brechen hier ab. Es ist schwer, ein Ende zu finden; denn das ganze Buch handelt eigentlich von der ersten bis zur letzten Seite von dem einen Thema „Jesus Christus.“ Aber wir wollten ja nur durch Stichproben die Art charakterisiren, mit der unser Verfasser dies unerschöpfliche Thema behandelt. In den folgenden Kapiteln wird sich außerdem noch manche Ergänzung dazu bieten.

Paul Jaeger

Noch einmal: Moderne Predigt

Meine Ausführungen in Nummer 13 der Christlichen Welt sind von Professor Gottschick in Nummer 24 zum Ausgangspunkt einer längern Untersuchung über die Predigt von der Sündenvergebung in der Gegenwart gemacht worden.

Viele werden dem Verfasser für diese Untersuchung dankbar sein. Ich bins auch. Namentlich für den zweiten Teil, der die Sündenvergebung mit ihren Voraussetzungen und Folgen ausführlich beleuchtet. An diesem Gefühl der Dankbarkeit ändert es nichts, daß Gottschick mich zu Gewissensbissen ob falscher Predigtweise gemahnt hat. Ich kann zwar diese Mahnung beim besten Willen nicht für berechtigt halten. Und es ist mir auch, ehrlich gesagt, keine Freude gewesen, als ein Prediger hingestellt zu werden, der nicht einmal gelernt hat, daß Vergebung der Sünden ohne Buße nicht möglich ist, und der seiner Gemeinde nicht klar macht, daß nur der Glaube sich der Vergebung getrösten darf, der von aufrichtiger Buße begleitet ist (Sp. 555). Aber dankbar bin ich trotzdem für seine Untersuchungen. Weist sie doch für die Predigt von der Vergebung der Sünden, wo solche gut und am Platze ist, trefflich die Wege. Und auch ich gebe zu, daß diese Predigt ein unveräußerlicher Bestandteil der

**) Buddha.

***) Die Sperrungen rühren vom Berichterstatter her.

christlichen Predigt überhaupt ist. Gewiß: wo Sündenvergebung gepredigt wird in unsrer Zeit, soll sie so gepredigt werden, mit diesen Voraussetzungen und mit diesen Folgen. Gewiß muß, wo Vergebung gepredigt wird, kein Zweifel darüber gelassen werden: Vergebung nur da, wo Buße ist. Gewiß muß die Vergebung verstanden und gepredigt werden als die Erhebung in ein neues positives Leben der Wechselbeziehung mit Gott. Alles das habe ich nicht ausgeführt — ich bin Gottschick dankbar, daß er es so meisterhaft gethan hat —, aber ich habe es weder bestreiten wollen noch bestritten, sondern vorausgesetzt.

Ich habe ein andres Ziel im Auge. Absichtlich pointirt und mit scharfer, doch wie ich glaubte, gerade in ihrer Einseitigkeit eindrücklicher Formulirung wollte ich eine Wahrheit vertreten, die mir seit langem das Herz schwer macht: Unsre Predigt nimmt nicht ausreichend auf die sittliche Indolenz der Hörer Rücksicht.

Mein hochverehrter Gegner meint, diese Indolenz sei heutzutage nicht schlimmer, als sie früher auch gewesen sei. Ja, das allgemeine sittliche Bewußtsein sei heute regsamer und feiner als früher. Meine Beurteilung sei pessimistisch. — Nun ich lege nicht das Hauptgewicht darauf, zu betonen, daß es jetzt schlimmer sei denn in andern Zeiten, obschon ich dafür meine Anhaltspunkte zu haben glaube. Die Leute im Mittelalter suchten doch wenigstens, wie gerade Gottschick hervorhebt, durch gehäufte äußere Leistungen Gottes Huld zu erwerben. Ob die Art falsch war, es war doch das Gefühl weitverbreitet, daß man etwas thun müsse, um mit Gott ins Reine zu kommen. Und heutzutage? — Aber wie dem auch sei, jedenfalls sind die Christen von heute auch so indolent wie die vergangner Zeiten. Darauf kommts an.

Ich will freilich nicht leugnen, daß es Christen giebt, die wohl Sünde fühlen und Vergebung begehren. Und gewiß: auch ihnen muß ihr Recht in der Predigt werden. Aber ich redete von der Masse der Kirchgänger. Und es wäre meines Erachtens unklug und unrichtig, wollte man, weil man sich als Mund der Gemeinde fühlt, nicht auch und mit Fleiß für diese Masse reden und predigen.

Freilich: Gottschick glaubt, ich sehe zu schwarz, weil ich einen falschen Maßstab anlege. Aber wo gab ich Veranlassung anzunehmen, ich hielte nur den für wohlbereitet zur Predigt von der Sündenvergebung, der Luthers Gewissensschrecken erlebt habe? Ich habe an andrer Stelle*) keinen Zweifel gelassen darüber, daß ich so nicht denke. Aber was ich als notwendige subjektive Vorbedingung für die Predigt von der Sündenvergebung ansehe, das ist: wirkliches, echtes, herzliches Verlangen nach ihr. Und das glaube ich, leider! so sehr wenig zu finden.

Ich gebe auch zu, daß dieses Verlangen heut andre Formen annimmt, als z. B. zu Luthers Zeiten. Zwar kann ich das nicht als so allgemeine Regel betrachten, wie Gottschick thut. Warum kann dasselbe nicht auch heut noch als intensives Gefühl der Verlorenheit auftreten? Aber natürlich: das braucht nicht bei Jedem der Fall zu sein. Vielmehr zeigen sich hier Verschiedenheiten der individuellen Anlage und der individuellen Lebensführung. Aber „das Gefühl der Verantwortlichkeit vor dem gegenwärtigen Gott und das Bewußtsein um den alleinigen Wert der ihrer Art nach unvergänglichen, der sittlichen Güter" ist allerdings, wie mir scheint, kein ausreichendes Surrogat für Schuldbewußtsein und Verlangen nach Sündenvergebung.

Gewiß: die Sündenvergebung bedeutet mehr als Entledigung von der drückenden Schuld. Aber diese bleibt doch ihr Hauptinhalt, ihr eigentliches Wesen. Darum kann Sündenvergebung nur dem eigentlich ein Gut sein, den die Sünde drückt. Das kann in hundert verschiednen Formen der Fall sein, aber die Sache muß immer dieselbe sein. Mag es hier die Ferne von Gott, mag es dort das Bangen vor der Zukunft sein, mag es beim Dritten zunächst bloß schweres Druckgefühl sein, ohne klares Bewußtsein um das, was fehlt — es muß immer das Eine sein: daß die Sünde drückt, daß die Schuld quält. Wo diese Voraussetzung nicht ist, — wie kann da Vergebung der Sünden gepredigt werden? Und ob sie gepredigt wird mit dem deutlichen Hinweis: nicht ohne Buße! — und ob sie gepredigt

*) Zeitschrift für Theologie und Kirche 1897, S. 513 ff.

wird mit deutlicher Klarstellung aller ihrer Zusammenhänge — sie wird nie mit Segen gepredigt werden können, wo nicht die Sünde als drückend empfunden und die Vergebung begehrt wird.

Denen aber, die so nicht empfinden, soll und darf nicht Vergebung gepredigt werden. Vielmehr: solche müssen erst lernen, Sünde als Sünde zu werten, müssen erst zu deutlicher Empfindung ihrer Schuld geführt, müssen erst zum Verlangen nach Vergebung hingeleitet werden.

Unsre Predigt aber berücksichtigt das nicht genug. Gewiß, man predigt von Vergebung nur unter Voraussetzung der Buße. Aber die Gewissen werden nicht geweckt, sondern eingeschläfert, wenn sie zum voraus wissen, daß auf die Mahnung zur Buße im ersten Predigtteil mit unfehlbarer Sicherheit die Verheißung der Vergebung im zweiten folgt. Die Praxis thut freilich auch anderwärts so. Aber wenn auch bei der Beichte auf Kniebeuge und Sündenbekenntnis unfehlbar sofort die Absolution und bei der Liturgie des Hauptgottesdienstes auf das Sündenbekenntnis unfehlbar der Gnadenspruch folgt, führt all das nur dazu, daß der Durchschnittskirchgänger die Sündenvergebung als etwas Selbstverständliches zu betrachten sich gewöhnt, daß er die dafür zu fordernde subjektive Bedingung ziemlich oberflächlich als augenblickliche Stimmung aufzufassen geneigt ist. Solche Auffassung beherrscht nach meinem Urteil derzeit die weitesten Kreise. Wo aber das der Fall ist, da ist kein Boden für die Predigt von der Sündenvergebung.

Sündenvergebung dem predigen, der nicht nach ihr Verlangen hat, heißt dem Satten Speise darbieten, heißt — Perlen vor die Säue werfen.

Was aber soll gepredigt werden? Ich habe nicht gemeint, man solle Sonntag für Sonntag Predigten über das Thema halten: Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Ich habe auch nicht gemeint, daß Bußpredigten und nichts als Bußpredigten gehalten werden sollen. Aber das ist gewiß, und nur das wollte ich andeuten: die Predigt muß Alles thun, um Verlangen nach Sündenvergebung zu wecken. Daß die Predigt dazu vor allem die Güter, die das Leben des Gotteskindes reich machen, zur Anschauung bringen müsse, scheint mir nicht ganz richtig. Freilich: auch davon muß die Rede sein. Aber das Erste ist doch wohl: an der Person Jesu Christi die Heiligkeit und den Ernst Gottes zu zeigen, den Blick für die eigne Unvollkommenheit zu schärfen, durch die Person Jesu Christi den Gottfernen Gott nahe zu bringen und ihnen so das Bewußtsein um das, was ihnen fehlt, aufgehen zu lassen. Ist das geschehen, dann wirkt erst, dann aber auch mit gewaltigem Eindruck, jene Predigt von der Herrlichkeit des Lebens des Gotteskindes, die vorher — so will mich bedünken — den Hörer anmuten müßte, wie die begeisterte Erzählung vom Genuß bei einem Konzert — einen Unmusikalischen.

Und wenn ich diese Predigt „moderne Predigt" genannt habe — war ich im Unrecht? Ich denke doch: solche Predigt ist zeitgemäß. Dann ist sie auch modern. Schian

Autorität und Freiheit bei Luther

In einer Skizzirung der „Geistesbewegungen von Kaiser Friedrich II. bis zur Reformationszeit" war der Versuch gemacht worden, die Faktoren aufzuzeigen, die zu einer Neugestaltung der geschichtlichen Verhältnisse hindrängten, und so das Auftreten Luthers und den Anbruch der Reformation verständlich zu machen.*) Allein man würde fehlgehen, nähme man an, es könne je gelingen, Erscheinungen der Geschichte völlig und ohne Rest mit dem bloßen Kausalgesetz zu erfassen. Mag man mit noch so großem Bienenfleiß alle die Momente herbeitragen, die Grundlagen einer Weiterentwicklung bildeten — es ist Pflicht des Historikers, diesen Fleiß anzuwenden —, die Geschichte läßt sich darum doch nicht in das Schema der Gesetze zwingen, einerlei ob es die Hegelschen Gesetze immanenter Logik oder die dem Auf und Ab wirtschaftlicher Schwankungen abgelauschten Regel-

*) Vgl. Nr. 13 und 15 d. J.

mäßigkeiten sind. Das kommt daher, daß in erster Linie **Persönlichkeiten** die treibenden Kräfte der Geschichte sind; und Persönlichkeiten eignet selbständige Zwecksetzung, die sich nicht nach strenger Regel vollzieht. Freilich hat man auch diese sogenannte Willensfreiheit geleugnet, um jene angeblichen Selbstentscheidungen auf ein durch das Milieu bedingtes Muß zurückführen zu können; aber hat man das Rätsel der Persönlichkeit damit gelöst? Die Dogmengeschichte vermag genau anzugeben, daß bei Augustin z. B. die tiefe Erkenntnis der Sünde als eines Zustandes im Gegensatz zur Einzelsünde auf Ambrosius zurückgeht, seine Sakramentslehre auf Optatus, seine Betonung des heilsgewissen Glaubens auf neuplatonische Kreise, aber es kommt doch nie ein Augustin, so wie er war und die gesamte Kirchengeschichte bewegte, heraus, wenn man nun diese einzelnen Punkte aneinanderreiht und zusammensetzt. Ein Mensch ist einmal kein Mosaikbild. Die unter dem Einfluß des Entwicklungsbegriffs stehende Geschichtsschreibung ist sich dieser Schranke ihrer Methodik wohl bewußt; und sollte sie hin und wieder doch über sie hinweghüpfen zu können meinen, so wird es ihr ergehen wie dem Philosophen im Faust:

> Der Philosoph, der tritt herein
> Und beweist euch, es müßt so sein.
> Das Erst wär so, das Zweite so,
> Und drum das Dritt' und Vierte so. . . .
> Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> **Fehlt leider! nur das geistige Band.**
> Encheiresin naturae nennts die Chemie,
> Spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie.

So ist also — diese Forderung ergiebt sich aus der erwähnten Thatsache — in jedem Menschen Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart, Ererbtes und Ursprüngliches, Allgemeines und Individuelles, oder wie mans nennen will, in einander vermischt, bei den führenden Geistern in besonders eigenartiger Weise. Für evangelische Christen ist es vor allem wichtig und interessant, an der Gestalt **Luthers**, dem Anfänger und Führer einer neuen Zeit, die Probe auf diese These zu machen. Da eine eingehende Erörterung zu weit führen würde, sei — in freiem Anschluß an eine 1892 gehaltene Festrede **Briegers** — seine „Freiheit von menschlichen Autoritäten" herausgegriffen und an seinem hier festgehaltnen Standpunkt gezeigt, wie weit das Milieu ihm entgegenkam, wie weit er selbständig vorging, und wie weit er doch wieder im Alten stecken geblieben ist.

1

Was war für den Menschen des Mittelalters Autorität? Die Kirche! — ein Leben in völliger Loslösung von der Kirche, wie es heute möglich ist, war nicht denkbar. Und was war Freiheit? Nichts! — denn die Kirche umspannte als allgewaltige Herrscherin alle Gebiete des Lebens. Und woher kam der Kirche diese Autoritätsstellung? Weil sie als unmittelbar göttliche Institution galt; was die Kirche sagte, sprach letztlich Gott. Es ist wohl nicht zu kühn, wenn wir die Kirche von damals einem großen Polizeistaate vergleichen, der seine Gewalt auf den obersten Richter — denn als solcher erschien Gott — zurückführte. Da gab es Polizeigesetze mit striktester Verpflichtungsgewalt: die Dogmen; da gab es Polizeidiener in allen Abstufungen, von dem Präsidenten zu Rom bis herunter zum einfachen Büttel, dem Priester, der durch seine Beichtgebote die Zwangsgewalt über die ihm übergebnen Seelen sich erhielt. Es ist ein Irrtum, daß in der römischen Kirche die Dogmen **Glaubenssätze** seien. Das sind sie recht eigentlich nie gewesen; wie bei ihrer Entstehung oft genug Gewalt vor Recht, d. h. Ueberzeugung, gegangen ist, so sind sie je länger, desto mehr **Rechtssatzungen** geworden, daher denn auch die Ketzerprozesse als Rechtsvergehen Kriminalprozesse werden mußten. Eine derartige Alles umspannende Organisation konnte natürlich Selbständiges nicht neben sich dulden; so mußte die Kirche in beständiger Reiberei mit der Weltmacht leben, ihr Ziel mußte werden und bleiben — es ist noch heute geblieben — die Weltmacht zur dienenden Magd der Kirche herabzudrücken. Wenn auch nicht

ganz, so war doch zum guten Teile im Mittelalter diese Bevormundung gelungen.

Nun aber sahen wir, wie mit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts etwa die Weltmacht sich emanzipirt, wie im Nationalismus sich Elemente zusammenschließen zu Zielen, die die souveräne **Staatsgewalt** der Kirche durchbrachen und sie auf die Ekklesiastik (Kultus und Seelsorge) einzuschränken suchten. Hier sollte also die herrschende Autorität thatsächlich beiseite gerückt werden. Es zeigt sich aber gerade hier, wie gründlich jede a priori konstruirende Geschichtswissenschaft in die Irre gehen kann. Die Luthersche Freiheit von kirchlicher Autorität ist auch nicht im geringsten aus diesen Emanzipationsbewegungen der Nationen hervorgewachsen. Gewiß hat der schirmende Arm seines Kurfürsten über dem stillen Fortgang des Reformationswerkes gewaltet. Aber daß Luther nicht von dieser Seite her den Impuls zum Romkampfe gewann, zeigt nicht nur die Ablehnung des von Sickingen und Hutten angetragnen Freundschaftsbündnisses, sondern insbesondre die scharfe Grenzlinie, die er zeitlebens zwischen der Sache des Evangeliums und weltlichen Dingen gezogen hat; man darf wohl sagen, er hat sie so scharf gezogen, daß den realen Verhältnissen gegenüber ein unpraktischer Idealismus herauskam. Nein, die protestantische Freiheit von Autoritätsfesseln ist — so paradox das zunächst klingen mag — aus der Kirche selbst heraus geboren worden. Die Kirche hat wohl kaum einen devoteren Diener gehabt als den Augustinermönch aus Eisleben im Erfurter Kloster. Mit gewissenhaftem Ernste hat er gerungen, der Verheißungen, die die Kirche als Heilsmittlerin dem Gläubigen versprach, durch peinlichste Erfüllung der auferlegten Bedingungen teilhaftig zu werden. Gerade aber an dieser peinlichsten Befolgung der von ihr angepriesenen Heilsmittel mußte die Kirche ihren Bankerott erleben; indem alle diese Gnadeninstanzen bei der tiefinnerlichst erschütternden Not des Gewissens versagten, wurde der Weg geöffnet für die demütige Hinnahme der göttlichen Botschaft: **Vergebung der Sünden!** Vertrauen auf Gott in Christo und um Christi willen! Das war nicht überkommner Autoritätsglaube, sondern die innerste persönlichste Berührung eines Menschenherzens mit seinem Gott; und indem so das **Individuum** in persönlichem Erlebnis seines Heils gewiß wurde, war prinzipiell eine Bevormundung in Heilssachen durch Kirchenautorität abgeschafft. Es ist bekannt, wie erst im langsamen Fortschreiten Luther sich der Vollbedeutung jenes Erlebnisses bewußt wurde, gedrängt von den Gegnern, nicht sowohl drängend aus eignem Wollen, und wie die Leipziger Disputation den Höhepunkt dieser Entwicklung bildet; darauf soll jetzt nicht eingegangen werden. Es genüge die Feststellung, daß Luthers religiöses Erlebnis ein ursprüngliches originelles war, nicht ein aus dem Kausalnexus des Milieu resultirendes. Man darf es auch nicht in Verbindung bringen mit den sogenannten „Vorreformatoren," deren Bedeutung auf vorwiegend ethischem, nicht religiösem Gebiete liegt.

2

Und doch — merkwürdig! Die Form, in die jenes innere Erlebnis sich ausströmte, und die es zugleich **anregte**, ohne es aber zu schaffen, war eine traditionelle. „Ich glaube eine Vergebung der Sünden!" so stand es, man möchte sagen mit ehernen Lettern im altgeheiligten Bekenntnis geschrieben, von der Apostel Zeit her, wie man glaubte. Gewiß war für Luther nur die persönliche Gewißheit der Sündenvergebung maßgebend, er hat sie mit dem Symbol verbunden und dadurch — das war eine neue That — das autoritative **Kirchenbekenntnis** zum **persönlichen Glaubensbekenntnis** gemacht; er hat das bei allen Symbolsätzen gethan, aber es ist unverkennbar, daß eine Gefahr vorlag in dieser Verbindung. Das subjektiv-persönliche Moment konnte ganz zurücktreten, und es konnte dann scheinen, als werde das Symbol um seiner Stellung als Symbol, nicht um des Glaubens willen, der in ihm einen Niederschlag seiner selbst sieht, festgehalten. Wir wissen, daß Luthers Zeitgenossen seine Rechtgläubigkeit damit zu dokumentiren suchten, daß er das Symbol halte. Als ob es die Formel gethan hätte! Wer so dachte, hatte ihn gründlich mißverstanden. Aber es muß auch gesagt werden, daß Luther selbst der Gefahr, die jene Verbin-

dung des subjektiven Momentes im religiösen Erlebnis mit überkommner Autorität nahelegte, nicht immer entgangen ist. Es soll hier nicht seine Stellung zu den Symbolen besprochen werden*) — darin ist er im wesentlichen, aber auch nicht immer konsequent geblieben —, sondern zur Schrift, deren Schätzung ja gleichfalls traditionell war. Durch seine Verbindung persönlichen Glaubens mit dem Buchstaben der Schrift hat er zwar die Interpretation der Schrift durch die Tradition, die in dieser Verwertung letztlich nicht mehr neben sondern über der Schrift stand, endgiltig abgethan, aber wer erinnerte sich nicht des zu Marburg auf den Tisch niedergeschriebnen est, est? Das hieß doch letztlich: es steht geschrieben, darum muß ich es „glauben," d. h. autoritativ hinnehmen. Wo aber der bloße Gehorsamsakt als solcher geschätzt wird, ohne die lebendige Berührung mit der Persönlichkeit, da stehen wir auf katholischem Boden, und wir Protestanten sollten ehrlich genug sein, diese Schranken der Größe Luthers anzuerkennen. Hier haben wir „Altes," Traditionelles, bei ihm.

Oder wäre es nichts Traditionelles, sondern etwas allgemein Menschliches, mit der menschlichen Natur Gegebenes und darum notwendig Bleibendes? In seiner Charakteristik Augustins hat Harnack, im dritten Bande seines Lehrbuchs der Dogmengeschichte, ausgesprochen:**)

Noch hat es in der Welt keinen starken religiösen Glauben gegeben, der nicht an irgend einem entscheidenden Punkt sich auf eine äußere Autorität berufen hätte. Nur in den blassen Ausführungen der Religionsphilosophen oder in den polemischen Entwürfen protestantischer Theologen wird ein Glaube konstruirt, der seine Gewißheit lediglich den eignen innern Momenten entnimmt. Diese sind unzweifelhaft die Kraft seines Daseins und seiner Erhaltung. Aber sind nicht Bedingungen nötig, unter denen diese Kraft wirksam wird? . . . Augustin hat sich auf die Kirche, selbst Luther hat sich auf das geschriebne Wort Gottes berufen. Es ist nur eine akademische Spekulation, die die äußere Autorität hier eliminiren zu können meint; das Leben und die Geschichte weisen darauf hin, daß kein Glaube überzeugungs- und zeugungskräftig ist, der nicht den Gehorsam gegen eine äußere Autorität in sich schließt und nicht das Bewußtsein ihrer absoluten Macht hat.

Diese Worte haben, seit sie zum erstenmale niedergeschrieben wurden, vielfachen Widerspruch erregt, sind aber unverändert — von einer kleinen Milderung abgesehen — in die jüngst erschienene Neuauflage (Bd. 3, S. 76) übergegangen. Ein näheres Eingehen auf sie ist hier nicht am Platze; es handelt sich für uns nur um die Frage, ob wir trotz Harnack die obige Behauptung aufrecht erhalten können, daß es sich in jener Schätzung des Bibelbuchstabens um ein traditionell-katholisches Moment handelt. Wie ich glaube, können wir das in der That. Denn jenes allgemein menschliche Bedürfnis nach Autorität einmal angenommen, so ist der schon innerlich über die Autorität hinaus, der ihre Notwendigkeit so klar und bestimmt fixiren kann, wie es in den obigen Worten geschah. Das mag paradox klingen, dürfte aber richtig sein. Eben daß Luther so unbedingt, ohne Reflexion, die Bibelautorität hinstellt, das zeigt, wie hier wieder aufgelebt ist, was er uranfänglich niedergeworfen hatte: die Autorität um der Autorität willen. Mag auch der evangelische Christ der Autorität bedürfen, in dem Augenblicke wird er Katholik, wo die Autorität ein persönliches Verhältnis zu ihr ganz und gar nicht mehr beansprucht. Und von diesem Autoritätsstandpunkt ist Luther nicht völlig frei geblieben.

3

Damit kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. Läßt sich das Genie nie ganz aus den es umgebenden Verhältnissen erklären, so kann es andrerseits nie von ihnen sich völlig frei halten, vielmehr greift beides in einander. An mehr Punkten als an dem von uns herausgestellten kann das bei Luther gezeigt werden. Mit der Fruchtbarmachung des Entwicklungsgedankens ist diese Aufweisung einer Mischung von Altem und Neuem für die Geschichtsforschung Aufgabe geworden und zugleich Problem. Denn es gelingt nicht, das Kausalgesetz gleichsam in seine Faktoren zu zerlegen, genau das Alte dem Neuen gegenüber abzugrenzen und — das Wichtigste — die verbindende Brücke zu finden. Das Problem des Werdens ist noch ungelöst. In ihm liegt die eigentliche Schwierigkeit, die wiederum da am brennendsten wird — und auch in der Gegenwart ist —, wo es gilt, die Persönlichkeit Jesu unter den Entwicklungsgedanken zu stellen, weil hier das „Neue" mit dem Anspruch auftritt, Offenbarung, d. h. Supernaturelles, der Kausalbetrachtung sich Entziehendes zu sein.

W. Köhler

*) Vgl. darüber Kattenbusch Chr. Welt 1892 Nr. 45.

**) Die gesperrten Worte sind bei Harnack gesperrt.

Bei den Erdarbeitern

Unter den deutschen Arbeitern stehen die Erdarbeiter in der allgemeinen Gesittung am niedrigsten. Diese unsre Mitbürger, denen wir unsre Eisenbahnen und Kanäle verdanken, von denen wir in Zukunft noch so manchen neuen Verkehrsweg erwarten, sind wie Ausgestoßene, für die Niemand ein Herz hat. Recht viele von ihnen leben dahin wie Tiere, und ihre Arbeitgeber lassen sie gewähren; auch die staatlichen Behörden kümmern sich herzlich wenig um sie, und die Kirche nimmt nur selten Anteil an ihnen.

Vor einigen Monaten sah ich bei Unna in Westfalen, wie eine preußische Staatsbahn gebaut wird. Man führte mich in die Arbeiterkantine zu Kessebüren. Sie war außen und innen ein Ideal von Häßlichkeit: eine hohe Wand teilte sie in zwei Teile, wovon der eine für die zahmen, der andre für die wilden Menschen bestimmt war. Verschloß man eine Thür, so waren beide völlig getrennt, und nur ein Wandfensterchen blieb offen, um den Wilden den Schnaps schoppenweise herauszureichen; denn anders trinken sie ihn nicht. Der Raum für die Wilden, d. h. die Arbeiter, bestand aus einem häßlichen, schmutzigen, frostigen Abteil, an den sich dann kleine Verschläge schlossen, in denen sechs „Betten" untergebracht waren. In diese legen sich die Leute mit den Kleidern, den Stiefeln und allem Schmutz hinein; vom Ungeziefer und Gestank will ich nicht erst reden; irgend ein Behältnis sah ich nicht, die Leute schienen nichts andres zu besitzen, als die schmutzigen Sachen auf dem Leibe.

Daß sie in diesem jämmerlichen, kalten Aufenthaltsraume sich durch Schnaps berauschen, kann Niemanden Wunder nehmen; manche trinken drei Liter täglich, wie mir die Wirtin sagte, die in diesen Leuten auch nur Wilde sah. Einer der armen Menschen war erkrankt und mußte nun stundenlang hier zittern, ohne eine freundliche Handreichung. Die Leute im Dorfe sagten mir: unser Vieh hat es besser als die Arbeiter in jener Kantine, und ich mußte mich wundern, daß diese Menschen sich nicht lieber in das Zuchthaus bringen.

Ein ähnliches Bild, wie ich es bei Unna sah, brachte der „Reichsbote" aus Wermelskirchen:

Im Laufe des vergangnen Sommers wurden in unsrer rasch aufblühenden Stadt die Röhren für eine Wasserleitung gelegt. Unter unsern Fabrikarbeitern fanden sich keine dafür geeigneten Kräfte. Der Unternehmer zog deshalb fremde Erdarbeiter heran, und bald waren vielleicht hundert hier anwesend, Polen, Sachsen, Thüringer, Westfalen, Rheinländer, Bayern und Italiener, ein buntes Gemisch. Niemand wollte aber diesen vielfach verkommenen, dem Trunke ergebnen, wild aussehenden Männern Obdach gewähren. So blieb nichts andres übrig, als Kantinen einzurichten, eine in einem Schuppen, die andre in einem Stall; da wurde dann ein wildes, wüstes Leben geführt. Kein Sonntagsanzug, kein Kleidungsstück zum Wechseln vorhanden. Von ihren Angehörigen vielleicht schon lange verstoßen, von den Fremden verlassen, war der Schnaps ihr einziger Freund, dem sie sich in die Arme geworfen hatten. Sinnlos betrunken lagen sie oft auf den Straßen, ein Anstoß und ein Aergernis für Große und Kleine.

Ende Juni verbrachte ich einen Sonntag am Elb-Travekanal; mein Führer war Pastor Dr. Küßner in Mölln, vielleicht der einzige, der sich um das seelische Wohl dieser Arbeiterscharen kümmert. Unter den Mäßigkeitsaposteln verdient er einen Ehrenplatz, weil er das schwierigste Publikum sich ausgewählt hat, und weil er der einzige ist, der Gefahr für Leib und Leben erwarten mußte. Mehr als einmal streckten ihm trunkne wütende Arbeiter die Fäuste ins Gesicht und bedrohten ihn mit Schlägen, weil er gegen ihren Branntwein sprach, aber er kam doch immer wieder; seine erste Weihnachtsfeier mußte von der Polizei aufgelöst werden, weil die Arbeiter, die größere Geschenke von ihm erwartet hatten, wütend auf ihn eindrangen und eine Schlägerei entstand; das nächste Jahr hielt er ihnen doch wieder eine

Weihnachtsfeier — und sie gelang; der Malzkaffee, den unser Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke vermittelte, ward in Frieden getrunken.

Am Sonnabend Nachmittag gingen wir in Mölln in einige Wohnungen der verheirateten Arbeiter: schmutzige, halbbekleidete Weiber, kränkliche Kinder, natürlich nur ein einziger übelriechender Raum für die ganze Familie, hie und da Spuren der Verschwendung bei aller Notdurft. Daß die Frauen nicht wirtschaften gelernt haben, daß der gute Verdienst den Leuten herzlich wenig nützt, war mit Händen zu greifen. Eine Verdopplung des Lohnes könnte ihnen ebensoviel schaden wie nützen. Das scheint überall so bei diesen Arbeitern zu sein; in der französischen Zeitschrift Le relèvement social rechnete neulich ein Eisenbahnangestellter aus, daß die Bahnarbeiter im Monat 200 Franken verdienen könnten, thatsächlich wegen ihres Trunkes aber nur 150 Franken verdienen und von diesen am Ende des Monats nichts oder ganz wenig in Händen behalten: die Wirte nehmen den allergrößten Teil weg. Auch in Deutschland haben bei solchen Bauten nicht die Arbeiter, sondern die Wirte und spekulirende Geschäftsleute den Vorteil. Die Dummheit und Hilflosigkeit der Arbeiter wird gründlich ausgebeutet.

Die ledigen Arbeiter hausen bei diesem Kanalbau meist in den Dörfern, die der Strecke am nächsten liegen; auch ihre Unterbringung ist scheußlich. In einem Ort hat ein Wirt, der zugleich Gemeindevorsteher ist, fünfzig Leute auf seinem Hofe untergebracht, je vier bis zehn in einem Schweinekoben — ich meine einen kleinbäuerlichen Schweinekoben, denn auf großen Gütern sind diese Ställe luftiger und gesünder. Einige dieser Wohnställe haben nur eine Oeffnung, die Thür; dicht vor ihr duften Jauchegrube und Abort. Bei einem Stall, in dem acht Mann ihr ganzes Daheim zusammen haben, schätzten wir die Breite auf 2,20 Meter, die Länge 3,80 Meter, die Höhe 1,80 Meter; der Fußboden ist bloße Erde, die die Stiefelabdrücke zeigt, oder mit runden Kopfsteinen gepflastert; durch die Decke hängt Heu und Stroh herab; die Betten sind Kästen aus ungehobeltem Holz, je zwei über einander. Es schlafen stets zwei Leute in einem Bette, was allerdings auch bei den Gutsknechten in der Gegend Sitte ist. Und was bringt ein solcher Stall ein? Die Leute zahlen für Logis und Kaffee fast überall 2,50 Mark die Woche, selten nur 2 Mark; das macht für die als Beispiel genommene Höhle 800—1000 Mark im Jahr, also ebenso viel wie in der Großstadt eine feine herrschaftliche Etage einbringt.

Zu diesen Wohnungsverhältnissen kommt eine entsprechende Ernährung. Kaffee wird morgens und abends gegeben; wo die Leute über seine Beschaffenheit zu klagen haben, können sie ihn doch schwerlich von einem andern Wirt beziehen. Während des Tages wird ihnen Schnaps und Bier an die Arbeitsstätte gebracht, Kaffee nicht. Ich bat einen Wirt, auch nachmittags den Leuten Kaffee anzubieten; er erklärte, dazu keine Arbeitskräfte mehr zu haben. Am Schnaps ist allerdings viel bequemer Geld zu verdienen. Auch Mittagessen wird den Leuten an die Strecke gebracht; ob überall, weiß ich nicht. Viele erklären das Essen für schlecht, es ist unterwegs kalt geworden, und wo soll man es einnehmen? Gegen Regen und Schnee, Sonne und Wind, Nässe und Kälte ist nirgends Schutz; auf dem nassen Boden hockend eine kalte Spekulantensuppe zu essen, dazu haben Wenige Lust.

Dazu kommt die übermäßige Arbeitszeit. Offiziell fängt sie früh um Fünf an und hört sie abends um Sieben auf. Aber Viele haben anderthalb Stunden Weg, und oft sind Ueberstunden zu machen. Die in Mölln wohnenden Leute müssen gleich nach drei Uhr aufstehen und kommen oft erst um Neun oder Zehn von der Arbeit nach Hause. Von einem hörte ich, der drei Tage hintereinander siebzehn Stunden arbeitete. Natürlich thun das die Leute alle freiwillig; wenns ihnen nicht paßt, können sie ja gehen. Daß diese Menschen nur eine Art Arbeitstiere sind, sieht man ihnen an den Gesichtern an; übrigens waren sie hier am Kanal doch viel mäßiger und gesitteter als am Bahnbau in Westfalen; sie hatten einen zweiten Anzug und eine kleine Kiste, also doch etwas Eigentum. Ein grausiger Mord ist freilich auch hier in einer Kantine vorgekommen, und Niemand weiß, wer unter den vielen Angreifern den tötlichen Stich gethan hat. Ich habe früher einmal von den Erdarbeitern geschrieben: „Ihr Heidentum giebt dem der Schwarzen oft nichts nach.“ Jetzt erzählte mir Küßner von einem, den er noch konfirmiren sollte, der aber an Wochenabenden nicht zu unterrichten war, weil er sich des Schlafes nicht erwehren konnte. Obwohl Deutscher von Geburt, konnte er nur mangelhaft deutsch sprechen, da er soviel in fremden Ländern herumgeworfen war; von Lesen, Schreiben oder irgend einem andern Fach der Schulbildung hatte er nicht die geringste Spur; er wußte nicht einmal, was Weihnachten bedeutet; auch als weltliches Fest kannte er es nicht!

Zu diesen Leuten geht Küßner als ihr einziger Missionar; er wird vom Konsistorium in Kiel und von der Kanalbaubehörde unterstützt und besoldet; sein Gebiet reicht aber nur von Mölln bis Büchen. Die andern evangelischen Geistlichen kümmern sich um dieses Publikum nicht; einige mögen diese Leute nicht in ihre Kirche haben; eine bestimmte Kapelle wollte man ihrem Gottesdienste nicht leihen, da die Kapelle zu gut für sie sei. Ich wohnte zwei Gottesdiensten bei, die auf Scheunendielen stattfanden. Man kann sich denken, wie ursprünglich alles da herging, und daß es an Störungen nicht fehlte; ein verschüchtertes Huhn, das wegen der vielen Leute sich nicht vom Neste wagt und nun ängstlich gackert, oder eine neugierige Kuh, die ihr Erstaunen in die Lüfte brüllt, verursacht wohl eine Unterbrechung, aber gerade diese Ursprünglichkeit, dieses Trotzalledem giebt dem Gottesdienste eine Eindrücklichkeit, daß man fast ketzerisch wünschen könnte: würden doch alle Gottesdienste auf Scheunendielen abgehalten statt in den feierlich steifen Kirchen! Zwei Drittel der Scheune sind von den Dorfleuten, ein Drittel von den Kanalarbeitern gefüllt; Allen wird das Nötige gesagt. Küßner spricht mit der Wärme, die die innerlichste Teilnahme am Nebenmenschen verrät. Er vergleicht die gesunknen und verlornen Menschen nicht nur mit dem verirrten Lamm, sondern auch mit dem verlornen, ohne eigne Schuld im Schmutz versteckten Groschen. Nach ihm nahm ich in beiden Dörfern das Wort und sprach über den Schnaps, bald zu einem Gespräch mit den Arbeitern selbst übergehend. Was ich von ihnen hörte, befestigte mich in meinen alten Wünschen.

Selbsthilfe wäre ja natürlich das beste; die Arbeiter, die Schachtmeister, die Handwerker sollten für Besserung ihrer Lage und ihrer Kameraden sorgen. Zuweilen geschieht es; man begegnet einzelnen Leuten oder ganzen Gruppen, die an Kultur den sonstigen ländlichen Arbeitern gleichstehen; es sind wohlmeinende Schachtmeister da, die in ihrem Gebiete kein Schnapstrinken dulden, es giebt hie und da befriedigende Wohnungen bei den Bauern, es giebt sogar leidlich befriedigende Kantinen. Küßner schreibt mir von einer Schar Bayern, die zusammen einen Jungen besolden, der ihnen mit einer Kochvorrichtung folgen und sie mit Kaffee und warmen Speisen versehen muß. Diese bessern Elemente leiden am meisten darunter, daß jeder Strolch, der nur auf vierzehn Tage aus irgend einem Grunde einmal arbeiten will, als ihr Genosse angenommen wird. Küßner schlägt mit Recht vor, daß die Erdarbeiter von Beruf, die gutbewährten Leute, irgendwie von den „Monarchen“ geschieden werden möchten, am besten durch einen höhern Lohn, und daß diese dann in Kantinen- und andern Sachen mitreden dürften. Vorläufig sind die vereinzelten guten und kräftigen Elemente zu schwach zu durchgreifender Selbsthilfe; sie schicken viel Geld nach Hause oder sie sind als zahlungsfähige Leute beliebt, aber sie haben auf ihre Arbeitsverhältnisse keinen Einfluß.

Die Leute müssen vor allen Dingen vor den Geschäftsleuten und Spekulanten geschützt werden, die sich an ihnen bereichern wollen. Die Kantine darf nicht einem Privatunternehmer anvertraut werden. Es dürfen keine Leute hingestellt oder zugelassen werden, die an dem Alkoholismus dieser Armen Profit haben und die verzehrende Flamme daher noch nähren. Die beiden Kantinen, die ich am Elb-Travekanal gesehen habe, waren nicht ganz schlecht, viel besser als die bei Kessebüren, obwohl auch hier der verdächtige riesige Hund nicht fehlte, der die ultima ratio gegen tobende Gäste darstellt. Aber sie waren doch in erster Linie auf den Gewinn der Unternehmer berechnet, wie natürlich, während diese Arbeiter Fürsorge brauchen.

Ich vertrete seit Jahren den Gedanken, daß sich gemeinnützige Gesellschaften bilden müßten, denen das Monopol bei solchen Bauten zu geben wäre; ihren Aktionären dürfte ihr Kapital nur zu den landesüblichen Zinsen verzinst werden, ihre Angestellten dürften nur festes Gehalt bekommen; Keiner dürfte an dem Bier- und Schnapsgewinn teilnehmen, sondern dieser müßte ganz für das Wohl der Arbeiter und besonders für die Förderung der Mäßigkeit verwandt werden. Die Bildung einer solchen Gesellschaft ist in ihren ersten Anfängen; erst wenn wir damit aufwarten können, werden wir bei den staatlichen Baubehörden und den großen Privatunternehmern eine Beseitigung der jetzigen Kantinenwirte durchsetzen können. Jetzt haben wir täglich das Elend: der Staat, die Provinz oder sonst Jemand läßt einen großen Bau ausführen; die Arbeiter müssen dabei mit Speise und Trank versorgt, zuweilen auch untergebracht werden; die Arbeitgeber wünschen das Wohl der Leute aufrichtig; aber sie müssen sie immer wieder in die Hände skrupelloser, gewinnsüchtiger Spekulanten geben, weil von gemeinnütziger Seite keine bessere Vorsorge angeboten wird und weil sie die Arbeit einer eignen Organisation scheuen. Und dabei würde hier kein Geldopfer, keine Wohlthätigkeit nötig sein; vier Prozent Zinsen wären leicht herauszuwirtschaften. Ich sagte: von gemeinnütziger Seite, aber natürlich könnte auch die evangelische innere Mission hier Gegenstücke zu ihren Herbergen zur Heimat oder die katholische Caritas Aehnliches schaffen. Doch glaube ich, daß hier interkonfessionelle Veranstaltungen ohne religiöse Tendenz besser am Platze sind. Noch ehe es zu diesen Wohlfahrtskantinen kommt, müssen wir von den Behörden bessere Vorschriften verlangen. Die zur Beköstigung der Leute zugelassenen Wirte müssen verpflichtet sein, Kaffee von bestimmter Beschaffenheit an die Arbeitsplätze zu bringen; der Verkauf von Schnaps auf der Strecke müßte ihnen dagegen verboten sein. Die Leute trinken auch Selterswasser und Brauselimonade sehr gern, wo sie dergleichen haben können. Frisches Trinkwasser mit oder ohne Essenz müßte den Leuten stets gebracht werden, auch wenn das Mühe und Kosten macht. Es könnten die Arbeitgeber auch recht wohl verpflichtet werden, den Leuten unentgeltlich Kaffee zu liefern. In manchen Fabriken ist das der Fall und ebenso auf einigen Landgütern, und überall macht man die Erfahrung, daß diese Ausgabe eher eine Einnahme für den Arbeitgeber bedeutet, da die Leute nun viel regelmäßiger und besser arbeiten.

Ganz wird man den Verkauf von Branntwein wohl noch nicht verhindern können; daß es nicht unmöglich wäre, beweist das Vorgehen des Baurats Weinreich von der Wasserbauinspektion in Husum. Er leitet die großen Angliederungsarbeiten, die Oland mit dem Festland und Langenes mit Oland durch feste Dämme verbinden sollen. Später wird Gröde folgen. Biernatzki berichtet:

Nachdem 1896, wo Unternehmer die Arbeiter anstellten, keineswegs befriedigende Zustände herrschten, sind jetzt die Arbeiten in eigne Regie genommen und durch zweckmäßige Arbeitsordnungen geregelt. Während der Arbeit darf kein Branntwein genommen werden, Trunkenheit hat sofortige Entlassung zur Folge. Spirituöse Getränke dürfen in den Baracken weder gehalten noch getrunken werden. Die Folge ist, daß sich in kurzer Zeit eine ausgezeichnet tüchtige, verträgliche und ehrenwerte Arbeiterschaft gesammelt hat, mit welcher die Bauleitung zufrieden ist. Aus allen umliegenden Orten sind sie gekommen, richten sechs Tage lang in Flut- und Ebbeschichten ihr mühevolle Arbeit aus, pflegen den Sonntag in der Heimat zu verleben, klagen nicht, streiten sich nicht, genießen allgemeine Achtung, sind fleißige, tapfere und treue Leute. Unter 150 waren 17 Enthaltsamkeitsleute, aber auch von den andern wird das Wirtshaus wenig benutzt. Nichteinheimische, von Osten eingewanderte, befinden sich nicht darunter.

Ferner sind namentlich die Leute vor den Witterungsverhältnissen zu schützen, die so oft zum Schnapsgenuß verleiten. Außer Wettermänteln und Wetterhüten, deren Lieferung z. B. die neue Bergpolizeiordnung für das Oberbergamt Breslau den Gruben vorschreibt, kommen da Schutzhütten, Strandkörbe, Soldatenzelte und aus Stroh geflochtne große Feldschirme in Frage. Küßner sagt:

Die Leute wissen nicht, wohin in den Pausen, wo ihr Mittagsbrot verzehren, wo ein Mittagsschläfchen abhalten. Meist ist es der Schatten eines Baumes, der aber in der Mittagszeit so weit fortgerückt ist, daß sie, wenn sie aufwachen, in der prallen Sonne liegen, ein Strauch, ein Wall, eine Vertiefung im Boden oder dergleichen. Oft regnet es, oder es ist der Boden naß von durchsickerndem Wasser — da liegen dann die Leute, holen sich Rheumatismus, greifen zur Schnapsflasche, um sich zu „erwärmen," und schimpfen nachher über das „Hundeleben," das sie führen müßten.

Wenn wir Geld sammeln, damit die Bergkraxler überall in den Alpen bei immerhin entbehrlichen Bergbesteigungen Schutzhütten vorfinden, so könnten wir vielleicht auch diesen am wenigsten begünstigten Arbeitern bei ihrer notwendigen, dem Lande zum Nutzen gereichenden Arbeit gegen Hitze, Kälte und Nässe Hallen schaffen und ihnen einen Ofen hineinsetzen, um ihre Glieder, Kleider und Speisen zu erwärmen.

Was die elenden und viel zu teuern Wohnungen angeht, so glaube ich, daß man auch hier den Privatunternehmer ganz ausschließen sollte. Die Leute sollten in Baracken und Wagen wohnen, letztere denen der Marktbezieher ähnlich; auf jede Familie ein Wagen oder ein Holzhaus, für jeden Ledigen ein Zimmerchen von der Größe einer Gefängniszelle. (Nebenbei: den Leuten wäre überhaupt so gute Wohnung und Speise und das gleiche Arbeitsmaß zu gönnen wie den Sträflingen.) Die Bezahlung für Wohnung und Mahlzeiten müßte so geregelt werden wie beim Nordostseekanal. Die Baracken oder Wagen wären zu kleinen oder großen Gemeinden zu vereinen, und diese fliegenden Dörfer müßten für sich oder gemeinsam eigne Vorsteher — wohlwollende und energische pensionirte Offiziere und Feldwebel —, eigne Pfarrer, Aerzte und Lehrer haben; Kantine und Kaufhaus müßte Monopol der gemeinnützigen Gesellschaft sein; Hausirern und Buchhandlungsreisenden, die schlechte Romane und Bilder den Leuten jetzt recht erfolgreich aufreden, der Zutritt versagt werden. Ein Versammlungshaus ohne Alkohol, aber mit einer guten Bibliothek ist besonders für die Sonntage und die Regentage nötig, auch für den Winter, wo einige Familien doch ausharren. Wenn ein Kaufhaus für die Leute geschaffen würde, lernten sie allmählich mit dem Gelde besser umgehen, und sie würden dann erfahren, was die hinterpommerschen Arbeiter in dem trefflichen Kaufhause der Brüder Dennig auf Rittergut Juchow erfahren: was für gute, solide Waren es in der Welt giebt, und wie billig sie sein können.

Auch eigne evangelische und katholische Pfarrer brauchen diese Leute; mag man sich sonst über die Frage der „Arbeiterpastoren" streiten, hier sind keine andern ausreichend. Die Gemeindepfarrer der Nachbarschaft sind auf dieses vorübergehende Publikum nicht eingerichtet, die meisten haben weder Zeit noch Geschick noch Neigung, diesen armen Wilden zu dienen; es kommt auch vor, daß sie, anstatt dem unter die Mörder Gefallnen beizustehen, fein sorgfältig erwägen, ob er ein lutherischer oder unirter oder reformirter Christ (richtiger: Heide) ist. In Westfalen erzählte man mir von einem Dorfpastor, der seine Pflicht an den Leuten gern thun wollte; aber der erste Versuch mißlang, da gab er es auf und tröstete sich: sie ziehen ja bald weiter. Diese Leute brauchen eigene Pastoren vom Schlage Küßners oder des verstorbnen Cronemeyer. Sollte man sie nicht dem Zentralausschuß für Innere Mission zu seiner Fünfzigjahrfeier schenken? In England giebt es eine eigne Gesellschaft für die Mission unter diesen Arbeitern; Pastor Grimstone ist ihr Vorsteher.

Die wandernden Gemeinden, wie ich sie eben beschrieb, erscheinen wohl Manchem als Utopie. Natürlich sind sie es, solange das Interesse der Spekulanten den Ausschlag giebt. Es giebt aber zwei Wege der Verwirklichung. Der eine ist der energische Wille der Staatsregierung, und dahinter der der öffentlichen Meinung. Jetzt fehlt es noch an beiden. Als im preußischen Landtage kürzlich die Bahnbauten besprochen wurden, wurde der Minister von allen Seiten bedrängt, größere Beschleunigung zu bewirken; daß nicht bloß schnell, sondern auch anständig, der Ehre eines großen Staates würdig, gebaut werden müßte, hat kein Abgeordneter gesagt. Der andre Weg ist das sogenannte Gothenburgische System mit den Geldmitteln, die es dem Gemeinwohl zuführt.

Ich war vor einem Jahre in Birmingham und ließ mir da im Wasserbauamt Auskunft über das Dorf am Elan geben. Die Stadt Birmingham läßt große Bauten bei Rayader in Wales ausführen, wobei etwa tausend Leute Jahre hindurch gebraucht

werden. Für diese Leute und ihre Familien hat man ein eignes Dorf gebaut, natürlich nur aus Holzbaracken. Ein Fluß trennt es auf einer Seite von aller Welt, eine Hügelreihe auf der andern; der einzige Weg im Dorfe führt über eine Brücke, und vor ihr wacht ein Wächter, der nichts ins Dorf hineinläßt, was nicht gewünscht wird, z. B. keinen Schnapshändler. Nie hat man eine Kneipe zugelassen; nur eine Kantine mit Laden ist vorhanden, und sie gehört der Stadt Birmingham. Im Laden kann man Bier haben, darf es aber dort nicht trinken; an Burschen unter sechzehn Jahren und an Mädchen unter einundzwanzig Jahren wird kein Bier verkauft, natürlich auch an Angeheiterte nichts. Schnaps wird gar nicht geführt! Aehnlich sind die Bestimmungen in der Restauration. Sie ist an gewöhnlichen Wochentagen von 12 bis 2 und von $^{1}/_{2}$6 bis 9 Uhr geöffnet, Sonnabends von 1 bis 9 Uhr mit einer Stunde Unterbrechung, damit die Leute zum Abendbrot gehen und die Frau dabei an den Lohn kommen kann. Sonntags ist die Kantine ganz geschlossen. Burschen unter achtzehn Jahren und Frauen dürfen die Kantine unter keinem Vorwande betreten. Der Verwalter, ein früherer Wirt, der gern auf die Reformgedanken eingegangen ist, hat keinen Gewinn an den Getränken; er weiß, daß seine Vorgesetzten nicht auf starken Absatz, sondern auf anständiges Verhalten der Gäste Wert legen. Musik und Kartenspiel ist nicht gestattet; wird die Gesellschaft erregt, so wird die Kantine geschlossen. Wer eine gewöhnliche Kneipe und Schnaps haben will, muß das Gebiet des Wasserbauamtes verlassen und findet erst nach zwanzig Minuten Weg das Gewünschte.

Den Gewinn am Bier und andern Waren steckt die Behörde natürlich nicht ein, sondern verwendet ihn zum Wohl der Leute. Man schuf vom Biergewinn Lesezimmer, eine Turnhalle, die zugleich als Vergnügungssaal dient und mit einer Bühne versehen ist, sowie eine Leihbücherei; ferner unterstützt man Schule und Kirche. Denn eine Holzkirche mit einem chinesischen Türmchen hat man auch, und von ihr aus wirkt ein junger, geschickter Arbeiterpastor. Die Leute sind mit dieser ganzen Ordnung zufrieden, und der Präsident der Kanalarbeitergewerkschaft, John Ward, rühmt sie als Vorbild. Wer Bilder von diesem Dorfe sehen und mehr über diese Dinge wissen möchte, sei auf mein demnächst bei Heymann in Berlin erscheinendes Buch „Wirtshausreform in England, Norwegen und Schweden" verwiesen.

Große Verbesserungen im Lose der deutschen Erdarbeiter sind ebenso gut möglich, wie sie dringend nötig sind. So wie die Dinge jetzt liegen, sind sie eine Schande für den Staat, für die Kirchen, für uns alle. Wilhelm Bode

Verschiedenes

Ueber die Gemeinschaftsbewegung. Konferenzvortrag von Th. Happich, Superintendent zu Marburg. Marburg, Elwert, 1898. 8°. 28 S. 40 Pfge.

Die Gemeinschafts- und Evangelisationsbewegung zieht immer weitere Kreise. Kaum eine Provinz wird davon noch frei sein. Dem entsprechend mehren sich auch die Anzeichen einer Auseinandersetzung zwischen ihr und der geordneten Kirche. Der Konferenzvortrag Happichs ist eine Stimme aus den lutherischen Kreisen Hessens. Die Kritik, die er an der Bewegung übt, die „das Hessenland mit seinen herkömmlichen, festen, kirchlichen Formen in Angriff genommen hat, um es aus seinen angeblich toten Formen lebendig zu machen," hebt im wesentlichen die Uebelstände hervor, die dem Luthertum seit alten Zeiten am Pietismus und ähnlichen Erscheinungen anstößig gewesen sind: das Recht der Kirche wird verkannt, die Kraft der Lehre gebrochen, die Rechtfertigung getrübt. Rückhaltlos, wie die Kritik, ist aber auch die Anerkennung der guten Seiten. Was Löbliches an der Bewegung ist, hat Happich gut angeführt: den berechtigten Drang nach religiöser Gemeinschaft, nach Mitarbeit an der Erweckung des Volkes, ein echt christliches Streben, über die äußern Schranken des Bekenntnisses hinaus die Bruderhand zu reichen, den lebendigen Ernst der Heiligung. Man muß beides im einzelnen nachlesen. Stellenweise erscheint das Urteil als zu günstig. In einem Kreise von Pastoren gehalten, läuft der Vortrag darauf hinaus, dem Pfarrer für sein Verhalten gegenüber den Gemeinschaften in der eignen Gemeinde Richtlinien zu geben; er thut das ebenso ernst, wie umsichtig und besonnen. Wegen seiner sachlichen und friedlichen Haltung verdient er von Allen gelesen zu werden, die sich ein Urteil über die vielbesprochne Bewegung bilden wollen.

Walther Wolff

Rom, die Volksschule und das allgemeine Wahlrecht. Von A. Hammer. Leipzig, Friedrich Jansa, 1898. 110 S. 1 Mk.

Ein frisch geschriebner politischer Traktat wird uns hier unter

dem Motto: Wohin treiben wir! geboten. Der Hauptstützpunkt für die unheimlich wachsende politische Macht Roms in Deutschland liegt nach dem Verfasser in dem gegenwärtigen Wahlmodus und in der Volksschule. Unser Reichswahlrecht kommt seiner Natur nach nur derjenigen Partei zu gute, die am meisten Gewalt und Einfluß auf das politisch unreife und unmündige Volk ausüben kann. Diese Partei ist das Zentrum. Es besitzt durch die Geistlichkeit die Stimmen der katholischen ländlichen Massen noch sicherer als die Sozialdemokratie die Stimmen der Industriearbeiter. Soll in Zukunft nicht der Jesuitengeneral, sondern der Hohenzoller regieren, dann muß der unselige Fehler aus den Jahren der Reichsgründung wieder gut gemacht werden. Jetzt darf Jeder „seine Stimme, der im gewöhnlichen Leben nicht einmal der lumpigste Pflastertreter Gehör schenkt, mit demselben Gewicht in die Wagschale unsrer Politik legen, wie der Sachverständige, auf dessen bewährten Ausspruch Tausende lauschen" (S. 99). „Keinem ultramontanen Fabrikherrn wird es einfallen, seinen Packknecht . . . in geschäftlichen Dingen mit entscheiden zu lassen . . . und in den wichtigsten Staats- und Gemeindeangelegenheiten geben sie dem Nahezu-Proletariat die volle Entscheidung anheim" (50). Hammer wünscht deshalb eine Reform des Wahlrechts. Es soll ein höheres Alter (die vorgeschlagne Zahl der Jahre, 25 oder 26, muß ein lapsus sein), ein gewisses Maß von Ortsansässigkeit und Steuerleistung oder Bildung verlangt werden. — Man wird, wenn man vorurteilsfrei urteilt, mit dem Verfasser in dem Grundgedanken übereinstimmen müssen, daß unser Wahlrecht eine verfrühte Gabe an unser Volk gewesen ist. Indessen gehört seine Verleihung zu den Schritten, die man unterlassen, aber schwer zurückthun kann. Ein Ideal wäre es gewiß, wenn jeder deutsche Mann einen Vertreter wählte, zu dem er persönliches Vertrauen hegt; aber Kinder und Unverständige lieben den am meisten, der ihnen Zuckerbrot verspricht.*)

Ebenso entschieden wie das allgemeine Wahlrecht bekämpft Hammer die Herrschaft Roms in der Volksschule, die allerdings noch lange nicht verwirklicht ist. Die Schule soll nur Weltliches lehren. Die Kirchen mögen ihre Religion selbst außerhalb der Schule einprägen. Indem der Verfasser hier die römische Kirche und das evangelische Christentum mit einerlei Maß mißt, wird er diesem natürlich nicht gerecht. Wir können uns weder für die Schule noch für die evangelische Gemeinde Segen davon versprechen, wenn das Kind den Lehrer des Deutschen, der Geschichte, nicht zugleich als überzeugten Förderer seiner Frömmigkeit, also auch als seinen Religionslehrer kennen lernt. Die wahrhaft christliche, evangelische Schule braucht noch lange keine klerikale Schule zu sein. Das Hauptmittel für das ideale Ziel ist aber weniger die pastorale Schulaufsicht als die wahrhaft evangelisch-christliche Vorbildung der Lehrer. — Den Unterschied zwischen der römischen Kirche und dem evangelischen Glauben verkennt der Pseudonymus vom Niederrhein auch an andrer Stelle so sehr, daß er erklärt (107): „Was evangelische und altkatholische Gemeinden trennt, ist kein so breiter Strom, daß die Brücke der Verständigung nicht längst schon geschlagen wäre. Die Reformirten und Lutheraner leben heute in segensreicher Union und beten zu Gott in demselben Tempel, den Altkatholiken stehen sie nicht entfernter." Demgegenüber wäre doch zu betonen, daß Lutherische und Reformirte evangelisch sein und immer evangelischer werden, die Altkatholiken aber trotz ihrer Bekämpfung des Ultramontanismus doch katholisch bleiben wollen. — Im übrigen kann man an der ehrlichen Begeisterung des Verfassers für den „alten Gott und die nationale Fahne," wodurch er sich den Zorn der römischen Presse bereits zugezogen hat, seine Freude haben.

Wilhelm Landgrebe

Die Verhandlungen des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses sind im Verlage von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen. Sie enthalten die Vorträge von Lezius, Stieda und dem Herausgeber dieses Blattes, und geben auch die Worte der Diskussionsredner sehr gut wieder. Der ganze Band von 164 S. kostet im Buchhandel 2 Mk. Von meinem Vortrage ist auch ein Sonderdruck erschienen (69 S., 1,40 Mk.) Ich konnte da einige Druckfehler im Protokoll noch tilgen; für die Empfänger des Protokolls seien sie hier verzeichnet: S. 69, Z. 23 v. o. lies: geistig selbständige; S. 71, Z. 11 v. u. die für denn; S. 94, Z. 15 v. u. über für oder; S. 54, Z. 6 v. o. heißt es besser: unwiederbringlich verlorne, für unerreichbare. R

Briefkasten der Redaktion

Die Herren Mitarbeiter werden freundlichst an die vielen Rezensionsexemplare erinnert, die noch keine Erledigung gefunden haben. Was nichts taugt, braucht keine Beachtung; aber es sind doch auch eine ganze Reihe wertvoller Schriften unsern Lesern bisher vorenthalten.

*) Es wäre ganz verhängnisvoll, wenn je im Namen des Protestantismus Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts gefordert werden sollte. Wir können nur nachdrücklich vor dieser verzweifelten Parole warnen. Das Unbequeme und Ungereimte unsrer Reichstagswahlrechtsform wird von denen, die augenblicklich dadurch im Nachteil sind, leicht übertrieben. Man arbeite an unserm Volk und man wird aufhören zu sagen, die Stimme des Troddels wiege bei uns im Reiche so viel als die des Genies.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Eisenach! Donnerstag den 6. Oktober abends 6 Uhr Vorversammlung: „Die Christliche Welt inmitten der heutigen kirchlichen und theologischen Lage." Freitag den 7. früh 9 Uhr Hauptverhandlung über „Das Evangelium der Reformation und die Gegenwart." Referent Professor Loofs. Am Nachmittag des 6. Zusammentreffen auf der Wartburg.

Frankfurt a. M.: 8. August, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Welche Anforderungen stellt die Gemeinde an die Predigt? (Referent ein Laie. Man beachte das Datum.)

Magdeburg: Monatsversammlung, 3. August, 3 Uhr nachmittags bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: Welche Aufgabe stellt die diesjährige sozialdemokratische Agitation dem christlichen Apologeten?

Giebt es irgendwo in Deutschland einen Kreis von ernsten gläubigen Christen, welche in der Liebe Gottes leben und Liebeswerke an ihren Nächsten üben, ohne sich engherzig an eine Partei oder Konfession zu halten, weder nach kirchlicher noch außerkirchlicher Seite sich umgrenzen, sondern nur fest aus vollem Herzen Gott in Christo anbeten und Ihm dienen wollen? Antworten unter **R. S.** an die Expedition dieses Blattes erbeten.

Soeben erschien:

„Friede auf Erden!"
Ein Jahrgang Predigten über freie Texte
von
Dr. **Heinrich Rocholl,**
Konsistorialrat in Hannover.

32 Bgn. Lexikonformat M. 6.—, in geschmackvollem Leinenband M. 6.50, in ganz Leder mit Goldschnitt M. 7.50.

Ev. Gemeindeblatt, Königsberg schreibt bereits: Der Name Rocholl hat seit lange in der Kirche den besten Klang. Echte Volkstümlichkeit, warme Sprache, festes Stehen auf dem Einen Grunde zeichnen auch diese seine Predigten aus.

Ev. Gemeindebote, Köln: Es sind reife Früchte eines treuen Seelsorgers, eines wahren Freundes unsers Volkes, eines begabten Predigers, der aus der Schrift zu schöpfen versteht.

Litteratur-Bericht für Theologie: Wer den beredten Verfasser in Hannover je gehört hat, dem geht es wie den meist weit über tausend zählenden Zuhörern in der herrlichen neuen Garnisonkirche. Er versäumt möglichst keine einzige der gehaltvollen, aus der Fülle des Lebens geschöpften Predigten. Jahrelang der Leiter und die Seele des Vereins für christliche Volksbildung am Rheine, hat der Verfasser es verstanden, die weitesten Volkskreise für den christlichen Glauben wieder zu gewinnen und zu begeistern. Die 68 Predigten, fast alle über freie Texte gehalten, sind klar disponiert, biblisch bekenntnisgemäß, in hinreißender Sprache geschrieben und unzweifelhaft die vorzüglichste Predigtgabe des vorigen Jahres.

G. Strübig's Verlag in Leipzig.

Anhaltische Bauschule Zerbst. *Special-Kurse* für Baugewerk- und Bahnmeister Tiefbau- u. Steinmetztechniker
Vorkursus Oktober. Wintersemester 4. November.
Staats-Prüfungs-Commiss.

Aussendung eines neuen Missionars und eines Lehrers.

Ein Theologe von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser neues Arbeitsfeld in **Kiautschou** gesucht. Neben der eigentlichen Missionsarbeit würde ihm die Seelsorge an den dortigen evangelischen Deutschen obliegen. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat ist Voraussetzung.

Ebenso beabsichtigen wir, für die zu errichtende Missions-Schule einen Lehrer auszusenden, der womöglich das Mittelschullehrer-Examen abgelegt, oder eine den Anforderungen dieses Examens gleichkommende Bildung sich erworben hat.

Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden bis 1. September d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 10. Juli 1898.

Der Zentralvorstand des Allgemeinen evang.-prot. Missionsvereins.
Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 55.

Zell im Wiesenthale (bad. Schwarzwald).

Staatlich konzessionierte **Privattöchterschule** verbunden mit **Familienpensionat.** Junge Mädchen vom 10. Jahre an finden sorgfältige Pflege und Erziehung, gediegene Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen und Musik. Angenehmes Familienleben. Schöne, gesunde, waldreiche Gegend. **Frl. M. u. S. Baumgartner.**

Nähere Auskunft erteilen gerne die Herren Seminardirektor Dr. H. Oeser und Professor A. Thoma—Karlsruhe; Stadtpfarrer H. Specht—Zell i. W.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Zelle,** Meran.

Meyers Konversationslexikon, 18 Bände, neueste Auflage, für 100 Mark zu verkaufen. Offerten erbeten an
Hugo Seyfarth,
Plauen i. V., Weststraße.

Westdeutsche Zeitung
National. Monarchisch. Protestantisch.
Barmen-Elberfeld. Viertelj. 3,50 M.

Pianinos, von M 400.— an. **Harmoniums,** von M 70.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Theologische Rundschau
herausgegeben von
Lic. **W. Bousset,**
Professor in Göttingen.

Monatlich ein Heft. Abonnementspreis für 12 Hefte M. 6.—.

Inhalt des 9. und des 10. Heftes:

Hippolytus — Bernoulli. Apostelgeschichte und apostolisches Zeitalter — Clemen. Mittlere Kirchengeschichte — Meyer. Apologetik — Mayer und Titius. Religionsunterricht — Fauth. Der Text des Neuen Testaments — Bousset. Moderner Katholicismus — Werner. Allgemeine Dogmatik — Ritschl. Liturgik — Bürkner.

„Die Theologische Rundschau hat fraglos nach Zweck, Umfang und Art eine Zukunft und kann beanspruchen, als ein Ereignis der theologischen Gesamtarbeit genommen zu werden. Der umfassende Umfang, in dem sie die christliche Religionswissenschaft und ihre Grenz- und Hilfsgebiete behandelt, lässt die Sehnsucht nach einer Feststellung der göttlichen Ewigkeitsmomente in allem Zeitwesen und seinem Flusse erkennen. Am wichtigsten erscheint mir die Art, in der man hier arbeitet: die einhellige Kraftverbindung der modernen wissenschaftlichen Theologie, ohne Rücksicht auf haarspaltende Richtungsfragen und alle verwerfliche Parteidisciplin. Die Zeitschrift ist, wie schon der Blick auf die Mitarbeiterliste lehrt, ein schönes Unionswerk der theologischen Geister. Es ist höchste Zeit, und darum eine rechte Freude, dass wir wieder geschlossener zu arbeiten fähig werden. Seinem Inhalte nach ist das Unternehmen natürlich zunächst für die Zunft bestimmt. Aber kein Gebildeter mit irgendwie einschlagenden Interessen kann an dieser vorzüglichen Fundgrube achtlos vorübergehen. Er wird hier Auskunft und Belehrung über allgemein interessante Zeiterscheinungen und einzelne bedeutende vielumstrittene Bücher suchen. Die Rundschau sorgt für beide Wünsche mustergiltig. Die Zeitschrift ist ein segensreiches Unternehmen im Dienste der christlichen Religion und wird hoffentlich eine Geschichte erwerben."

Der Protestant. 1898. Nr. 29.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Die Möglichkeit des Christentums in der modernen Welt.

Von

Erich Foerster,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. 1898. M. 1.20.

Diese Schrift erscheint uns durchaus bestimmt, lebhaftes Interesse, ja ein gewisses Aufsehen zu erregen. Klar und schön in der Form, entschieden geistreich und originell in der Durchführung, überrascht sie durch ihre schließlichen Resultate. . . . Sie wird sicherlich Diskussion hervorrufen und mancherlei Entgegnung finden. Unter allen Umständen ist sie interessant und lesenswert. Vielleicht auch für unsere gegenwärtige theologische Lage und Entwicklung symptomatisch und einflußreich.

Ev. Gemeindeblatt 1897, Nr. 49.

Zu Christus hin.

Religiöse Geleitworte

von

D. M. Rade,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Klein 8. 1896. Kartonirt M. 2.—.

Das Gefühl, daß hier ein warmes Christenherz den Schatz seines religiösen Empfindens, Wollens und Denkens zum Besten der Suchenden hat aufthun wollen, weht einen aus den kleinen Betrachtungen an. Das Büchlein ist warm im Gefühl, gewandt in der Form, interessant im Gedanken, durchaus modern im guten Sinn.

Deutsches Protestantenblatt 1897, Nr. 2.

Die Religion im modernen Geistesleben.

Mit einem Anhang:

Ueber das Märchen von den drei Ringen.

Von

D. M. Rade,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. 1898. M. 1.40. Gebunden M. 2.—.

Einleitung in die evangelische Dogmatik.

Von

D. P. Lobstein,

Professor der Theologie in Strassburg.

Aus dem Französischen übersetzt von Pfarrer a. D. Maas.

Vom Verfasser durchgesehene und stark vermehrte Ausgabe.

8. 1897. M. 5.60. Gebunden M. 6.60.

„Diese Schrift, die auch einen Abschnitt der Glaubenslehre selbst enthält, ist eine der wertvollsten Erscheinungen im Gebiete der Dogmatik. Das Buch ist meisterhaft geschrieben. Ich kann mir nicht denken, dass es ein praktischer Theologe könnte ungelesen lassen. Gerade er kann unendlich viel nach Inhalt und Form aus ihm lernen. In den Anmerkungen sammelt der Verfasser eine Fülle der treffendsten Aussprüche neuerer Dogmatiker über die behandelten Probleme, sodass sein Buch mitten in die dogmatische Arbeit der Zeit hinein versetzt und eine kleine Bibliothek entbehrlich macht. Wer es zu lesen beginnt, kommt nicht von ihm los."

D. Sulze, Dresden (Zeitschrift für praktische Theologie).

Lucas Heland.

Roman

von

Ernst Kilchner.

8. 1897. M. 3.30. Gebunden M. 4.30.

„Der Roman ist geistvoll und steht turmhoch über der Schundware, die aus deutschen Fabriken unsre Feuilletons und Zeitschriften überschwemmt. Er zeugt von feiner Beobachtung der Natur und der Menschen, von reicher theologischer und allgemein wissenschaftlicher Bildung; einzelne Strömungen modernen Geisteslebens, unkirchlicher Freisinn und geistesträge Kirchlichkeit, Atheismus, Aberglaube sind in einzelnen Figuren trefflich charakterisirt."

Schweizerisches Protestantenblatt 1898, 2.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Joseph von Stichaner.

Ein Lebensbild aus dem Elsaß.

Von

Friedrich von Oertzen.

Mit einem Bilde von Stichaners

Klein 8. 1897. M. 1.—.

„Alle, die sich für Persönlichkeiten und Verhältnisse im deutschen Reichslande interessiren, seien auf diese kleine Schrift aufmerksam gemacht. Das Büchlein umfaßt nur 78 Seiten, aber es steckt mehr darin, als in manchem mehrbändigen Werke. Die Schilderung Fr. v. Oertzens über Stichaners Leben und Wirken im Elsaß ist von fesselndstem Reize, und wir weisen die Leser — und wir wünschen dem trefflichen Buche viele Leser — angelegentlich darauf hin."

Kölnische Zeitung 1898, Nr. 261.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Faust.

Der Tragödie dritter Teil.

Treu im Geiste des Goethe'schen Faust

gedichtet von

Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski

(Fr. v. Vischer).

Vierte Auflage.

Kl. 8. 1889. M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

Möge es uns gelungen sein, unsre Leser für dieses herrliche Meisterwerk zu begeistern, alle werden sich reichlich belohnt fühlen und bei wiederholter Lektüre ihm immer neue Seiten abgewinnen.

(Pfälzischer Kurier 1889, Nr. 454.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Evangelisch-soziale Zeitfragen.

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses
von Professor Otto Baumgarten in Kiel.

Erste Reihe.

Heft 1. **Drews**, Mehr Herz fürs Volk.
„ 2. **Evert**, Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie.
„ 3. **Baumgarten**, Der Seelsorger unsrer Tage.
„ 4. **Lotz**, Christentum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch.
„ 5. **Stöcker**, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie.
„ 6. **von Soden**, Reformation und soziale Frage.
„ 7. **v. d. Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land.
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie.
„ 10. **Quistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe.

Zweite Reihe.

Heft 1. **Rade**, Unsre Landgemeinde und das Gemeindeideal.
„ 2. **Mayer**, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes.
„ 3. **Kamp**, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt.
„ 4/5. **Hirsch-Möller**, Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England.
„ 6. **Arndt**, Die Religion der Sozialdemokratie.
„ 7. **Weiß**, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage.
„ 8. **Traub**, Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine.
„ 9. **Laißt**, Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Zur Orientirung und Besprechung speziell für evangelische Arbeitervereine.

Preis jedes Heftes 50 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.

Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 30. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Eisenacher deutsche evangelische Kirchenkonferenz (Schluß); Die diesjährige Tagung der Berliner Stadtsynode; Aus den Erkenntnissen der beiden Stöckerprozesse; Der weitere Ausschuß des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins; Die Landeskirchliche Vereinigung in Baden

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig